

DEUTSCHES PFARRERINNEN- UND PFARRERBLATT

10

NÜCHTERN WERDEN

Biblische Orientierungshilfen in Zeiten der
Verstörung

DER VERLUST DER NÄHE

Wie die Kirche den Bezug zu sich selbst und zu
ihren Mitgliedern verlor

„DIE EWIGE SEGNE DICH UND BEHÜTE DICH“

Zur Diskussion um alternative
Segensformulierungen

WEINEN MIT DEN WEINENDEN

Dimensionen und Abgründe der Trauerarbeit
bei Karl Barth und Paul Althaus



neukirchener kalender
2026

Unser täglicher Begleiter

Gönnen Sie sich Momente der Besinnung in einer Welt voller Unruhe. Entdecken Sie den **Neukirchener Kalender**, den Inbegriff eines offenen und lebensbejahenden Glaubens.



Mehr als 200 engagierte Mitarbeitende aus fünf Ländern und verschiedenen christlichen Kirchen erschließen die Texte der Ökumenischen Bibellese. Beispiele aus Gegenwart und Geschichte, Verblüffendes und Vertrautes begleiten die Begegnung mit Gott und seinem Wort.

Lassen Sie sich jeden Tag neu inspirieren und stärken!

Den zeitlosen Klassiker jetzt kennenlernen – fordern Sie Ihre kostenlose Leseprobe an:

bestellen@neukirchener-verlage.de
oder 0 28 45. 39 27 218
(Mo–Fr 8:30–16:00 Uhr)

Alle sechs verschiedenen Ausgaben finden Sie unter www.neukirchener-verlage.de/kalender
Mengenpreise erhältlich!



Taschenbuchausgabe, Art.-Nr. 613060

Inhalt

EDITORIAL	534
------------------	------------

THEORIE UND PRAXIS

Mareile Lasogga Nüchtern werden	535
Claudio Boning Kirche als Raum der unverfügbaren Nähe	541
Christoph Bergner Der Verlust der Nähe	545
Simone Ziermann „Die Ewige segne Dich und behüte Dich“	551
Klaus Beckmann Solidarität der Begnadigten	555
Roland Mettenbrink Weinen mit den Weinenden	559
Eberhard Martin Pausch Dialektische Irrwege der Frankfurter Schule	564

DISKUSSION UND DIALOG

Friedemann Jung Freiheit und Verantwortung	570
Markus Maria Sorge Brief an „Jirgendwen“	573
Echo und Aussprache	576

IMPULSE UND ANREGUNGEN

Michael Finzer Das Getränk der Getränke im Buch der Bücher	580
Katharina Dang Ein Blick über den landeskirchlichen Tellerrand	581
Hans-Jürgen Benedict Thomas Manns amerikanische Religion	583
Joachim Leberecht „Mein Lesesommer“ (V)	586
Autorinnen und Autoren	588
Impressum	589

Editorial

Stabübergabe

Als ob man es nicht klar voraussehen könnte: Ab einem gewissen Alter ist man ruhestandsfähig und dann irgendwann auch ruhestandspflichtig. Wer rechnen kann, ist klar im Vorteil. Für den 1958er-Geburtsjahrgang gilt 65 plus 12 als rote (oder weiße) Linie. Die hatte ich bereits im vergangenen November erreicht. Doch der Verband evangelischer Pfarrerinnen und Pfarrer als mein Dienstgeber und meine heimische Landeskirche (die württembergische) erlaubten eine „Ehrenrunde“, bis die Nachfolge in der Schriftleitung für das Deutsche Pfarrerinnen- und Pfarrerblatt in ruhigen Gewässern geregelt werden konnte. Erst im September 2023 hatte sich der neue Verbandsvorstand mit überwiegend neu gewählten Mitgliedern in Hofgeismar konstituiert. Damals war klar: die Wahl des nächsten Schriftleiters/der nächsten Schriftleiterin, die satzungsgemäß durch die einmal im Jahr, nämlich im Herbst, tagende Delegiertenversammlung vorgenommen wird, sollte entspannt und mit zeitlich angemessenem Vorlauf vorbereitet werden. Daher die Verlängerung der Laufzeit des amtierenden Schriftleiters.

Im Spätherbst des vergangenen Jahres schrieben wir die Stelle (50%) an diesem Ort neu aus, nach intensiven Beratungen über ihren künftigen Zuschnitt in einer sich ständig und immer dynamischer verändernden Medienlandschaft. Die entscheidende Bewerbung ging erst kurz vor Schluss ein. Nach Sichtung der Interessenlage gab es einen überzeugenden Kandidaten. Im Februar wurde das Bewerbungsgespräch vor einem Ausschuss geführt, und nach einer weiteren Vorstellung im Verbandsvorstand konnte der Kandidat für die Wahl auf der Delegiertenversammlung nominiert werden. Die tagte nun Ende September in Karlsruhe und wählte einstimmig (!) PD Dr. Detlef Dieckmann aus der Landeskirche Hannovers zum neuen Schriftleiter oder – wie wir inzwischen zeitgemäßer sagen – Chefredakteur des Deutschen Pfarrerinnen- und Pfarrerblatts. Ein großartiges Ergebnis! Ein phantastischer Vertrauensvorschuss! Und eine treffende Wahl! Dazu kann ich nur gratulieren.

Ich persönlich habe mich über die Bewerbung Detlef Dieckmanns sehr gefreut. Er war hier und da bereits als Autor im Deutschen Pfarrerinnen- und Pfarrerblatt in Erscheinung getreten. Zu dieser Zeit arbeitete er als Theologischer Studienleiter am Studienseminar der VELKD in Pullach. Ich halte ihn für einen Glücksfall und für die Idealbesetzung. Zu gegebener Zeit wird er sich auch der Leser*innenschaft vorstellen.

Doch zuvor gilt es, die Übergabe vorzubereiten und durchzuführen. Bis zur Dezemberausgabe dieses Jahres werde ich das Ruder noch in meinen Händen halten, die Januarausgabe 2026 werden wir dann gemeinsam vorbereiten und verantworten, und ab Februar übernimmt Detlef Dieckmann als Steuermann. Ich bin gespannt auf seine Impulse und Akzentsetzungen. Er wird Sie als Leserinnen und Leser sowie als potentielle Autor*innen des Deutschen Pfarrerinnen- und Pfarrerblatts bestens betreuen. Ich werde mich an späterer Stelle noch eigens aus diesem Amt und von Ihnen verabschieden.

Auf der Delegiertenversammlung in Karlsruhe hat der Verbandsvorstand auch ein Papier zur Diskussion um öffentlich-rechtliche vs. privatrechtliche Anstellungsverhältnisse im Pfarrdienst vorgestellt und vom Plenum „absegnen“ lassen. Diverse personalpolitische Überlegungen in zahlreichen Landeskirchen sowie innerhalb der EKD machten diese Einlassung dringend notwendig. Nun ist sie veröffentlicht und steht zur Diskussion – rechtzeitig vor der EKD-Synode in Dresden. Leider hat der späte Termin der Delegiertenversammlung es nicht möglich gemacht, die Stellungnahme schon in der Oktoberausgabe zu veröffentlichen. Das wird nachgeholt. Einstweilen aber ist sie auf der Website des Pfarrverbandes zu lesen: Unter „meldungen“ auf <https://www.pfarrerverband.de/startseite>.

Herzlich grüßt Sie Ihr

■ Peter Haigis.



Peter Haigis

NÜCHTERN WERDEN

Biblische Orientierungshilfen in Zeiten der Verstörung

Mareile Lasogga

Unsere Zeit ist aufregend und beunruhigend. Medienvertreter bezeichnen die diffuse und krisengeschüttelte Stimmungslage als „verstörend“. Was hat die Theologie – von der biblischen Botschaft herkommend – in diesen Zeiten den Menschen zu sagen, fragt Mareile Lasogga.

Unsere Zeit ist aufregend und beunruhigend. Kriege, der Klimawandel, Angriffe auf demokratische Institutionen, Wahlsiege von Populisten, Inflation – die Krisen überlagern sich, und eine schlechte Nachricht folgt der anderen. Wir sehen uns mit Ereignissen konfrontiert, mit denen wir in unserer Vorstellung vom guten Leben in der westlichen Welt des 21. Jh. nicht gerechnet haben. Wir fühlen uns von diesen Hiobsbotschaften überfordert und bedroht. Wir reagieren schockiert, sind verängstigt, deprimiert und fühlen uns hilflos. Medienvertreter bezeichnen die diffuse Stimmungslage als „verstörend“. Eine Verstörung ist mehr als eine Irritation. Eine Verstörung tritt ein, wenn grundlegende, existenzielle und soziokulturelle Gewissheiten erschüttert werden und stabilisierende Routinen plötzlich nicht mehr funktionieren. Wer verstört ist, gerät nachhaltig aus dem Tritt.

Hiobs Botschaft

Das biblische Paradebeispiel einer Verstörung ist Hiob. Hiob führt ein gutes Leben und ist mit Gott und seiner Welt im Reinen. Eines Tages jedoch ist die Welt, in der er morgens aufwacht, eine andere geworden. Alles, worauf sein Leben gründete, wird ihm genommen: Hab und Gut, Familie, Gesundheit, der Glaube an das Gute und die Gerechtigkeit, das Vertrauen in das Leben und in Gott. Hiob bemüht sich zunächst, standhaft zu bleiben und an den Prämissen festzuhalten, in denen seine Lebensphilosophie verankert ist. In intensiven Gesprächen mit seinen Freunden diskutiert er über das Wieso, Weshalb, Warum. Doch die Realität bleibt den angestrenzten Deutungsversuchen und gutgemeinten Sinnangeboten gegenüber widerständig.

Da tritt Hiob inmitten der Undurchdringlichkeit seines Schicksals Gott entgegen. Es ist nicht mehr der Gott, dem er vertraute, den er verehrte und zu kennen meinte. Es ist ein anderer Gott, der aus dem Wettersturm zu ihm spricht. Auch Gott begegnet ihm jetzt als ein Widerstand, als eine fremde Wirklichkeit, die sich querstellt zu seinen Erwartungen. Hiobs Vorstellungen haben



Hiob-Skulptur (1957)
von Gerhard Marcks
vor der Kirche
St. Klara in Nürnberg
(Quelle: wikipedia)

sich als falsch erwiesen. Diese Erfahrung lässt ihn verstummen. Er begreift schließlich, dass Gott sich den Postulaten seiner Sicht des Lebens und der Welt nicht unterwirft und resümiert am Ende: „Ich hatte von dir nur vom Hörensagen vernommen; aber nun hat mein Auge dich gesehen“ (Hi. 42, 5).

Das Buch Hiob thematisiert den Umgang mit Alterität. Es geht um die Frage: „Was mach ich mit mir, wenn die Welt nicht so ist, wie ich sie gerne hätte“¹? Hiobs Antwort – seine Botschaft – lautet: Nüchtern werden.

Realismus des Glaubens

Hiobs Verstörung weicht einer Ernüchterung. Seine Einstellung zum Leben erfährt eine grundlegende Korrektur. Das ihn leitende Narrativ besagte: Einem gottesfürchtigen Leben korrespondiert Gottes reicher Segen. Doch diese Korrespondenz wird brutal zerstört, indem Hiob bis zum Äußersten angefochten wird. Die Versuche seiner Freunde, der befremdlichen Realität seines Schicksals moralisch, philosophisch-theologisch oder psychologisch beizukommen, laufen allesamt ins Leere. Hiobs Versuch, Gott im Schema von Tun und Ergehen ergreifen zu können, wird schroff zurückgewiesen. Elihu entlarvt Hiobs Postulate als „stolze Reden mit Unverstand“ (Hi. 35,16). „Gott ist groß und unbegreiflich“ (Hi. 36,26). Am Ende gelingt es Hiob zu akzeptieren: So ist das Leben und so ist Gott.

Ernüchterungen sind unangenehm, manchmal bedrohlich, oft aber heilsam. Wenn wir mit Realitäten konfrontiert werden, die uns befremden, können wir an unseren Vorstellungen festhalten und uns der Realität verweigern, indem wir uns ihr entgegenstemmen oder die Augen vor ihr verschließen. Wir können aber auch uns selbst und unsere Vorstellungen vom Leben in Frage stellen lassen. Die Erzählungen, die Menschen heutzutage leiten, sind andere als die Hiobs. Wir glauben an den Fortschritt, an Wohlstand und Wachstum, an den Sieg der Vernunft, an den Triumph der Demokratie, an ein erfülltes Leben in der Spaß- und Konsumgesellschaft. Die Inhalte mögen variieren, die Strukturlogik ist jedoch dieselbe: Wir verwechseln unsere Vorstellungen mit der Wirklichkeit – und reagieren verstört, wenn wir von den Ereignissen überholt werden.

Glaube macht nüchtern

Die Bibel behauptet, dass wir uns selbst und die Wirklichkeit des Lebens nur dann richtig in den Blick nehmen können, wenn wir uns die Augen öffnen lassen für die Wirklichkeit Gottes, die in der Wirklichkeit der Welt (griech.: „kosmos“) verborgen wirksam ist. Der Glaube rechnet damit, dass in den naturhaften, gesellschaftlichen und geschichtlichen Lebenszusammenhängen noch eine andere Dimension präsent ist, die sich nicht objektivieren lässt und gleichwohl realiter in ihren Gesetzmäßigkeiten, Strukturen und Kräften wirksam ist. Grundlage des Glaubens ist ein bestimmtes Verständnis der Wirklichkeit des Menschen und der Welt in ihrer Bezogenheit auf Gott als dem ihr gegenüber unbegreiflich Anderen. Im Licht des Glaubens wird die unserer Vernunft

zugängliche Dimension des Endlichen transparent für die der Vernunft entzogene „Realdimension Unendlich“².

Der christliche Glaube steht und fällt mit bestimmten Inhalten, die begrifflich klar erfasst und in ihrem Gesamtzusammenhang expliziert werden wollen. Glaube ist nicht begrenzt auf den Horizont der frommen Subjektivität. Der biblische Gott ist nicht nur ein Gott der Innerlichkeit und der Mitmenschlichkeit. Der göttliche Geist ist eine dynamische Macht, die vom Beginn der Welt bis zu ihrem Ende in Natur und Geschichte schöpferisch und zerstörerisch am Wirken ist. Aufgabe der Kirche wäre es daher, theologisch die hintergründigen Zusammenhänge zu erhellen, die sich in den Geschehnissen und Ereignissen des natürlichen und geschichtlichen Lebens aktualisieren.

Das ist jedoch nur möglich, wenn die Kirche nicht versucht, Gott – entgegen den biblischen Texten – aus der Geschichte herauszuhalten. Wirklichkeitsdeutungen sind immer risikobehaftete Versuche, den Ereignissen tastend nachzusinnen. Das ist unvermeidlich, denn die Realdimension Unendlich entzieht sich dem fixierenden Zugriff, der Identifikation mit endlichen Phänomenen. Wenn die Kirche diesen Versuchen ausweicht, führt ihre Rede von Gott zwangsläufig in die theologische, politische, ethische Abstraktion des „Guten“, des Friedens“ oder der „Mitmenschlichkeit“ – und endet schließlich in theologischer Sprachlosigkeit. Der kirchliche Umgang mit den Herausforderungen der Coronapandemie, in der viele Kirchenvertreter*innen nicht mehr oder anderes zu sagen wussten als Virologen und Politiker, war dafür ein beredtes Beispiel.

Es geht demgegenüber darum, in den gegenwärtigen Krisenerfahrungen „nach den Zeichen der Zeit zu forschen im Licht des Evangeliums“³ und aufmerksam zu machen auf die „Aufbrüche in der politischen und sozialen Welt, in denen das Reich Gottes zum Vorschein kommt, als auch auf die Bruchstellen, an denen das Widergöttliche das Leben zu erdrücken und zu ersticken droht“⁴. Die Kirche hat damit einen Beitrag zu leisten, dass Menschen zu einer Lebensorientierung finden können, die es ihnen ermöglicht, die Realitäten des Lebens nüchtern wahrzunehmen, im Horizont des Glaubens zu deuten und zu bewältigen.

Infragestellungen

Die Inhalte des christlichen Wirklichkeitsverständnisses werden in kirchlicher Rede gegenwärtig eher selten thematisiert. Wir konzentrieren uns stattdessen lieber

Pfarrerinnen Dr. Mareile Lasogga, 10 Jahre Tätigkeit als Gemeindepfarrerinnen, danach als Oberkirchenrätin in der VELKD für Theologische Grundsatzfragen und im Kirchenamt der EKD für Ökumenische Grundsatzfragen verantwortlich, Direktorin des Konfessionskundlichen Instituts in Bensheim, zurzeit Theol. Referentin im Landeskirchenamt der Hannoverschen Landeskirche.

auf das, was Menschen religiös erleben oder zu erleben wünschen. Wir greifen auf, was sie für ihre individuelle Spiritualität als bedeutsam empfinden oder eben auch nicht. Wir möchten die Menschen als Experten ihrer eigenen Religiosität ernstnehmen und ihnen damit die Zumutung von inhaltlich bestimmten Geltungsansprüchen ersparen. Das mag in Zeiten hochgradiger Individualisierung anschlussfähig sein, hat jedoch seinen Preis und führt letztlich zu einem Phänomen, das Ulrich Körtner einmal treffend als „theologische Auszehrung“⁵ bezeichnet hat.

Wenn die sachliche Bestimmtheit des Glaubens der Unbestimmtheit subjektiven Erlebens weicht, laufen Menschen Gefahr, sich von Narrativen leiten zu lassen, die gesellschaftlichen Interessen und Ideologien korrespondieren. Angesichts der offenkundigen Aporien, die beispielsweise das aktuell viel zitierte Fortschrittsnarrativ mit sich geführt hat, hat die Kirche die ideologiekritische Funktion des Glaubens in die öffentlichen Diskurse einzuspielen. Denn wie Udo Schnelle betont, ist die Theologie die einzige Wissenschaft, die eine Dimension der Wirklichkeit ins Gespräch bringt, die sich nicht für partikuläre Interessen verrechnen und instrumentalisieren lässt⁶. Weil Narrative den nüchternen Blick auf die Wirklichkeit verstellen können, brauchen verstörte Menschen sachlich qualifizierte Orientierung, um den aktuellen Erschütterungen standhalten zu können.

Dazu wäre es allerdings nötig, dass die Kirche aus ihrer apologetischen Haltung herausfindet, von der sie sich in ihrem Reden und Handeln gegenwärtig leiten lässt. Infragestellungen von außen gegenüber gehen wir schnell in den Verteidigungsmodus. Wir reagieren auf Themen, die an uns herangetragen werden. Wir bemühen uns, den Glauben als kompatibel zu erweisen mit den Vorstellungen der Menschen von einem guten Leben. Wir bemühen uns, die Sinnhaftigkeit des Glaubens zu plausibilisieren, indem wir nicht müde werden zu behaupten, dass er unverzichtbar sei für die Stabilität der Demokratie, den gesellschaftlichen Zusammenhalt, die Vermittlung von Werten, den Erhalt von Vielfalt, für gelebte Solidarität.

Zur Nüchternheit des Glaubens gehört jedoch – auch das lehrt die Geschichte Hiobs – die Einsicht, dass den Fragen der Menschen an Gott die Frage Gottes an den Menschen prinzipiell vorausliegt: „Wo warst du, als ich die Erde gründete? Sage mirs, wenn du so klug bist?“ (Hi. 38,4). Es scheint mir aus theologischen Gründen daher richtungsweisend zu sein, wenn die Kirche sich von der kritischen Infragestellung durch die säkulare Sicht des Lebens nicht länger in die Defensive drängen lässt, sondern es ihrerseits wagt, gesellschaftlich favorisierte Narrative im Licht des christlichen Wirklichkeitsverständnisses mit Bezug auf die aktuellen Krisenerfahrungen kritisch in Frage zu stellen.



Hiobs Plagen, Relief, St. Nikolai, Uthlede, 16. Jh. (Quelle: RPI Loccum)

Wie stark gerade das bereits erwähnte Fortschrittsnarrativ gegenwärtig immer noch leitend ist, manifestiert sich aktuell in dem geradezu inflationär anmutenden Gebrauch der Vokabel „zeitgemäß“. „Die Fixierung auf vermeintlich Zeitgemäßes fußt auf der Annahme, dass unsere Welt, von Schwankungen abgesehen, jeden Tag ein bisschen besser wird, dass das Neue grundsätzlich eine Weiterentwicklung des Alten ist“⁷. Die Kirche hat demgegenüber die Aufgabe, den gesellschaftlich „dominanten Groß-Narrative(n)“ mit nüchternen „Gegenerzählungen“⁸ kritisch entgegenzutreten. Damit ist ein prophetischer Auftrag verbunden, der sich nicht erledigt hat, nur weil die Gesellschaft diverser, die Diskurse pluraler und Wahrheitsansprüche dem Zeitgeist grundsätzlich suspekt sind. Statt sich um gesellschaftlichen Relevanzverlust zu sorgen, sollten wir uns vielleicht öfter die Frage stellen, ob es nicht sein kann, dass die Sache des Glaubens immer noch wahr, die Narrative der Zeit jedoch verkehrt sind?⁹

Die Macht der Negativität

Es ist aufschlussreich, dass die Verstörung Hiobs ihren Ausgangspunkt in einer Versuchung nimmt. Das griechische Verb „peirao“ bedeutet „versuchen, erproben, prüfen“. Versuchungen fördern zutage, was im Herzen der Menschen verborgen liegt. Sie lenken den Blick auf die „Tiefenschicht menschlichen Handelns“¹⁰, die sich auf der Verhaltens- und Handlungsebene in konkreten Akten sichtbar aktualisiert. Diese Tiefenschicht spiegelt sich in unseren Interessen und Zielen, sie prägt unsere Entscheidungen und Unterlassungen, sie leitet unser Denken und gibt unserem Willen die Richtung vor. Das humane Selbstverständnis der durch die Aufklärung geprägten westlichen Gesellschaft orientiert sich an Eigenschaften und Werten wie Selbstbewusstsein, Autonomie, Freiheit, Gestaltungswillen, Selbstentfal-

tung, in jüngster Zeit auch Selbstoptimierung. Dem nüchternen Blick des Glaubens erschließen sich darüber hinaus noch andere Faktoren. Er sieht, dass Menschen sich nicht nur selbst bestimmen, sondern sich von anderen und anderem bestimmen lassen; dass sie nicht der Stimme von Vernunft und Gewissen, sondern fremden Stimmen folgen; dass sie nicht tun, was ihnen förderlich ist, sondern sich hinreißen lassen, Dinge zu tun, die ihnen und anderen Menschen schaden. „Das Gute, das ich will, das tue ich nicht; sondern das Böse, das ich nicht will, das tue ich. Wenn ich aber tue, was ich nicht will, so tue nicht ich es, sondern die Sünde, die in mir wohnt“ (Röm. 7,19f). Das gern zitierte „christliche Menschenbild“ erschöpft sich nicht in Aspekten, die an einen aufgeklärten Humanismus anschlussfähig sind. Es weiß darüber hinaus auch um die Abgründigkeit des menschlichen Herzens. Gen. 3 illustriert paradigmatisch, was es damit auf sich hat.

Eva wird mit einer Schlange konfrontiert. Sie kommt mit einer Macht in Kontakt, die darauf abzielt, sie in ihr Kraftfeld zu ziehen. In der Gestalt der Schlange ist die Macht der Negativität auf dem Plan, die aus der Opposition gegen den Willen Gottes ihre Kraft bezieht. Das Wirken dieser Macht ist im NT daher häufig durch die Vorsilbe „anti“ bestimmt. Die Schlange ist zudem listiger als die anderen Tiere: Versuchung ist immer raffiniert. Sie attackiert Menschen nicht frontal, sondern dringt heimlich durch die Hintertür ins Bewusstsein ein, z.B. in Gestalt einer vordergründig philosophisch anmutenden Frage: „Sollte Gott wirklich gesagt haben?“ Die Erzählung lässt offen, warum die Schlange da ist und woher sie kommt; sie ist unableitbar. Erfahrungen im Kraftfeld der Negativität lassen sich nicht rationalisieren. Gleichwohl ist dieses Kraftfeld „da“, und wir lassen uns verleiten, uns hineinziehen zu lassen.

Versuchung als Fremdbestimmung

Es beginnt damit, dass Eva die Frage der Schlange in sich nachklingen lässt. Sie gibt ihr Raum und lässt sich verführen, weiter darüber nachzudenken. Die Pointe der Versuchungsgeschichte liegt nicht darin, dass im Anblick der verbotenen Frucht Sinnlichkeit über Vernunft triumphiert. Versuchung bedeutet vielmehr, dass Menschen sich in ihrer Willensbildung unbemerkt durch einen fremden Geist (vgl. 1. Joh. 4,3) irreführen und schließlich so überformen lassen, dass sie am Ende überzeugt sind, das für sie Gute und Richtige zu tun. Eva will sich dem Gebot Gottes nicht aktiv widersetzen; sie ist keine Rebellin. Sie greift auch nicht nach der Frucht, im Bewusstsein, etwas Verbotenes zu tun. Vielmehr kommt sie nach reiflicher Überlegung und Betrachtung des Objekts zu dem Schluss, dass von dem Baum „gut zu essen wäre“ (Gen. 3,6).

Der Geist der Schlange hat damit Macht über Eva gewonnen. Er ist ihr eigener Geist geworden. Man kann sich das, was als List der Schlange beschrieben wird, an den Wirkungen von religiös und politisch motivierter Propaganda verdeutlichen. Menschen lassen sich beeinflussen, folgen ideologischen Einflüsterungen und gehen der Verführung durch Demagogen auf den Leim.

Darüber verschieben sich ihnen unbemerkt die Maßstäbe, die Dinge geraten durcheinander (griech.: „diaballein“), so dass sie schließlich nicht mehr „wissen, was rechts oder links ist“ (Jona 4,11). Die Sicht auf andere Menschen, die Einstellung zum Leben verändert sich mit gravierenden Folgen. Manche radikalisieren sich, wählen demokratiefeindliche Parteien, hängen Verschwörungserzählungen an, huldigen selbsternannten Landesrettern, unterstützen brutale Angriffskriege. Sie dämonisieren die politischen Gegner, „das System“ und die „herrschenden Eliten“, die Palästinenser, die Israelis, den Westen, den Osten. Im Kraftfeld der Negativität lassen sich Menschen verleiten, in ihrem Denken, Fühlen und Handeln einem fremden Willen zu folgen in der irrigen Ansicht, es sei die eigene Entscheidung und der einzig richtige Weg.

Die versteckte Raffinesse der Schlange ist auch in alltäglichen Zusammenhängen und banalen Routinen des Alltags wirksam. Sie manifestiert sich beispielsweise in harmlos anmutenden Verschiebungen in unserer Aufmerksamkeitsökonomie: Die ersten Mails am Morgen konkurrieren mit den Losungen. Der unerwartete Anruf lenkt mich von meinem Vorhaben ab. Der Blick ins Smartphone verlagert meinen Fokus. Das neuste Gerücht unterbricht die Konzentration. Wir lassen uns leiten von Reizen, die auf uns einströmen und die Richtung unserer Aufmerksamkeit unmerklich verschieben. Die vielen kleinen Schritte der Aufmerksamkeitsverlagerung zeitigen langfristig tiefgreifende Wirkungen. So hat Jan Löffeld überzeugend dargelegt, dass die Abwendung vieler Menschen von der Kirche weniger in persönlichen Entscheidungen gründet, sondern Ergebnis unreflektierter Ablenkungen und Zerstreuungen ist. Im Zuge sog. Distractionen¹¹ rücken zunächst der Glaube, in der Folge dann auch die Kirche immer stärker in den Hintergrund, um schließlich in der Bedeutungslosigkeit ganz zu verschwinden.

Leben im Zwielight

Der Griff nach der verbotenen Frucht erschließt Eva das Wissen um Gut und Böse. Die Möglichkeit der Unterscheidung, die damit eröffnet ist, lässt sich philosophisch als Vermögen der praktischen Vernunft deuten, die den Menschen als sittliches Subjekt auszeichnet. Im Licht des christlichen Wirklichkeitsverständnisses erscheint das Wissen um Gut und Böse als die Signatur des Abfalls, der Entfremdung von Gott. Das Leben steht fortan im Zeichen der Ambivalenz: Der ursprüngliche Auftrag, die Schöpfung zu bewahren ist, fortan beschwert durch die Last harter Arbeit und Erfahrungen von Vergeblichkeit (Gen. 3,17f). Die zwischenmenschlichen Beziehungen werden überschattet von Machtausübung und Unterwerfung. Das Entstehen neuen Lebens wird mit Schmerz verbunden und Liebe mit unerfüllter Sehnsucht (Gen. 3,16). Alles, was menschliches Leben ausmacht, steht unter dem Vorzeichen von Vergänglichkeit und Tod (Gen. 3,19). Leben vollzieht sich fortan im Zwielight.

Die Welt jenseits von Eden ist nur sehr bedingt Gottes Schöpfung und sie ist erst recht nicht mehr Gottes gute

Schöpfung. Gen. 9 stellt die ursprünglich gute Schöpfung in ein neues Koordinatensystem und entfaltet die Struktur- und Handlungsgesetze einer Wirklichkeit, die der Gewalt in Natur und Geschichte Rechnung trägt. An verschiedenen Punkten wird deutlich, wo die neuen Pflöcke eingeschlagen werden, die das Leben von Menschen und Tieren künftig bestimmen: Die Verantwortung der Menschen für die Tierwelt pervertiert zur Schreckensherrschaft (V. 2). Pflanzen bilden nicht länger die gemeinsame Nahrungsgrundlage, sondern die Menschen essen jetzt Fleisch (V. 3). Fressen und Gefressenwerden wird zum harten Lebensgesetz, das das Verhältnis von Mensch und Tier wie auch der Tiere untereinander bestimmt. Es fließt Blut, das gewaltsam vergossen und gerächt wird (V. 5).

Auch die geschichtliche Welt ist zutiefst gestört durch die Macht der Negativität, die Unheil und Unfrieden wirkt. In der Figur des Kain wird prototypisch intoniert, was das Leben jenseits von Eden konstituiert. Richtungsweisend steht dafür am Anfang ein Brudermord (Gen. 4). Menschen, die aus der Einheit mit Gott herausfallen, sind selbst fixiert, folgen ihren eigenen Interessen und setzen damit zentrifugale Kräfte frei, die sich nicht mehr einfangen lassen. Der Blick des Menschen wird finster (V. 5). Selbstsucht, Missgunst, Begehrlichkeiten, Aggressionen und der Wille zur Macht verändern die Beziehungen zwischen den Menschen, das gesellschaftliche Zusammenleben und die politischen Interaktionen. Dass Schwerter zu Pflugscharen werden (Jes. 2,4f) ist keine innerweltliche Hoffnung. Vielmehr ermahnt Jesus die Seinen, nicht zu erschrecken, wenn plötzlich in archaisch anmutender Weise wieder die Gewalt über das Recht gestellt wird. Kriege und Kriegsgeschrei werden in dieser Welt nicht aufhören (Mt. 24,6). Für die neue Ordnung post lapsum sind deshalb auch machtförmige Instanzen staatlicher Gewalt, Gesetze und Rechtsprechung (vgl. Röm. 12,4) konstitutiv. Sie sind notwendig, um die Einzelnen und das Gemeinwesen zu schützen und Gewalt und Unrecht zu sanktionieren. In der Beziehung zu Gott geben Gebote die Richtung vor, die der Aktualisierung der destruktiven Neigungen entgegentreten, deren Keime in den verführbaren Herzen der Menschen latent verborgen liegen: „Du sollst nicht!“

Dass das Kraftfeld der Negativität auch in den Bereich der Kirche hineinreicht, machen die aktuellen Fälle von Machtmissbrauch in Form sexualisierter und spiritueller Gewalt in drastischer Weise deutlich. Dem Realismus des Glaubens bleibt nicht verborgen, dass auch Christenmenschen versuchlich sind und anfechtbar bleiben. So bittet Jesus seinen Vater nicht darum, seine Jünger aus der Welt zu nehmen (Joh. 17,15), sondern sie vor dem Bösen zu bewahren. Im Wissen darum rechnet die Apologie der CA im Anschluss an Paulus illusionslos damit, „das Antichristus sol sitzen im Tempel Gottes, hirschen und regieren inn der Kirchen, regiment und ampt darinne haben“¹².

Die biblischen Texte lassen keinen Zweifel aufkommen, dass es unmöglich ist, die Macht der Negativität moralisch, pädagogisch oder politisch zu besiegen im optimistischen Vertrauen auf die Entwicklung des Menschen, der Vernunft, den gesellschaftlichen Fortschritt oder die Kraft des moralischen Imperativs. Nüchtern be-



**Menschen lernen nicht nur,
sondern verlernen auch
wieder. Es gibt keine
zivilisatorischen Leistungen,
die auf Dauer gestellt sind.**

trachtet ist vielmehr damit zu rechnen, dass die zerstörerischen Kräfte, die im Menschen wirksam sind, „eine Konstante der Menschheitsgeschichte“ sind, „etwas, das mit dem Aufkommen menschlichen Lebens untrennbar verbunden zu sein scheint und auch durch zivilisatorische Fortschritte allenfalls marginal begrenzt wird“¹³.

Jenseits von Utopie und Dystopie

Dem christlichen Verständnis der Wirklichkeit sind utopische Erwartungen jedweder Art fremd. Es rechnet vielmehr damit, dass kulturelle Errungenschaften wie Rechte, Werte, Normen, Strukturen und Ordnungen nicht auf Dauer gestellt sind. Menschen lernen nicht nur, sondern verlernen auch wieder. Es gibt keine zivilisatorischen Leistungen, die durabel sind und über denen man sich beruhigen kann. Was heute gilt, kann morgen ganz anders sein. Das wird uns in dieser Zeit in verstörender Weise vor Augen geführt. Wir erfahren zurzeit in verschiedenen Kontexten, dass kulturelle Errungenschaften und gesellschaftliche Fortschritte, die über lange Zeiträume hinweg mühevoll etabliert worden sind – demokratische Institutionen, Rechte von Minderheiten, Toleranz, Respekt, internationale Kooperationen und Zusammenhalt, Erinnerungskultur – missachtet, ignoriert, in ihrer Bedeutung verkannt oder gar außer Kraft gesetzt werden. Die Moderne bedeutet nicht nur Fortschritt und Entwicklung, sondern auch Rückschritt und Verlust¹⁴. „Disruption“ lautet das Schlagwort, unter dem diese Erfahrungen in den Medien thematisiert werden.

Gegen die Utopie einer zivilisatorisch voranschreitenden Welt, in der Kriege und Gewalt irgendwann einmal ein Ende finden, hat die Kirche darauf hinzuweisen, dass es wohl zukunftsweisende Entwicklungen in allen Lebensbereichen gibt, dass die *conditio humana* sich dadurch jedoch nicht verändert. Sie weiß vielmehr um das abgründige Wirken der Macht der Negativität, die über Nacht Unkraut in die fruchtbaren Furchen verführbarer Herzen streut (Mt. 13,25). Das Wissen darum ist in allem Engagement für eine bessere Welt im Hinter-

grund stets mitzuführen. Die Kirche hat daher auch die Aufgabe, die Geister zu unterscheiden; Kräfte und Mächte, die dem Evangelium entgegenstehen, zu erkennen, zu benennen, Menschen zu ermahnen und zu warnen.

Ebenso wenig wie für Utopien lässt das christliche Wirklichkeitsverständnis Raum für Dystopien. Auch Dystopien basieren auf Prämissen, die dem Glauben fremd sind. Wie der Philosoph Byung-Chul Han ausführt sind säkulare Gesellschaften von der Grundannahme geleitet, dass die Zeit eine letztgültige Wirklichkeit ist. Damit verändert sich der Blick, mit dem Menschen auf das Leben und in die Welt sehen: Das Gesichtsfeld wird enger, denn die Möglichkeiten sind begrenzt. Es gibt nichts Neues unter der Sonne. Alles Neue, womit wir rechnen und auf das wir hoffen können, ist stets eine mehr oder weniger starke Veränderung des Alten. Für den modernen Menschen ist deshalb „die Zeit geschlossen. Die Zukunft als unabgeschlossener Möglichkeitsraum ist ihm unbekannt. Nichts *ereignet sich*. Nichts überrascht ihn. Die Zukunft erscheint ihm verfügbar. ... Er rechnet nicht mit dem Unerwarteten oder Unberechenbaren“¹⁵.

Diese Einstellung hat lebenspraktische Konsequenzen. In der Weltsicht der geschlossenen Zeit ist es unmöglich, den innerweltlichen Erfahrungshorizont zu relativieren. Es gibt keine Möglichkeit, Leid, Schuld, Sinnlosigkeit und dem Tod eine Perspektive entgegenzusetzen, die den Geltungsanspruch dieser Erfahrungen für das Verständnis des Lebens in Frage zu stellen vermöchte.

Welche Folgen es hat, wenn der Blick in die offene Zukunft verstellt ist, lässt sich mit Bezug auf die Krisen, die unseren Horizont umstellen, gut studieren. In dieser Welt haben wir Angst. Angst ist gegenwärtig zu einem Faktor geworden, der das öffentliche Bewusstsein dominiert. Politiker, Wissenschaftler und andere Experten werden von den Medien deshalb permanent um Prognosen und Einschätzungen und Erwartungen gebeten, was „da auf uns zukommt“. In diesem Zusammenhang bestimmt ein weiterer Begriff den medialen Raum – das Wort „düster“.

Christliche Hoffnung

Die Zukunft ist mehr und anderes als das, was wir daraus machen oder zu machen versäumen. Der Glaube weiß, dass das Leben entscheidend von Möglichkeiten bestimmt wird, die unverfügbar sind und uns zufallen. Wer glaubt, nimmt nicht nur nüchtern wahr, was ihm die Realität hier und jetzt vor Augen stellt. Er rechnet ebenso nüchtern mit dem, was noch nicht ist, dem unverfügbar Kommenden. Die Zeit steht ihm offen. Glaube macht daher nicht nur nüchtern, sondern er erschließt Menschen auch Hoffnung. Hoffnung aber „schärft den Sinn fürs Mögliche“ und weckt die „Leidenschaft für das Neue, für das ganz Andere“¹⁶.

Menschen brauchen positive Zukunftsbilder, um aus der Ohnmacht der Verstörung ins Handeln zu kommen und Selbstwirksamkeit zu erleben. Theologisch gewendet geht es darum, eine Haltung der Hoffnung einzunehmen. „Hoffnung ist keine Prognostik. Sie ist Orientierung des Geistes, Orientierung des Herzens, die die

unmittelbar gelebte Welt übersteigt und irgendwo in der Ferne verankert ist, hinter ihren Grenzen“¹⁷, schreibt Vaclav Havel. Hoffnung ist kein Affekt und mehr als eine subjektive Stimmung. Anders als Wünsche und Erwartungen ist Hoffnung auch nicht zielgerichtet auf Konkretionen ausgerichtet. Hoffnung hat kein Objekt. Sie ist eine existenzielle Gestimmtheit, die die Art und Weise, in der ich das Leben wahrnehme, in präreflexiver Weise „grundiert“¹⁸. Anders auch als eine optimistische Einstellung entspringt Hoffnung nicht dem eigenen Selbst. Die biblischen Texte lassen keinen Zweifel daran, dass die Welt die Konstitutionsbedingungen einer heilvollen Zukunft nicht aus sich selbst heraus zu generieren vermag. Hoffnung verdankt sich stattdessen ausschließlich dem Wirken des Geistes; sie kommt uns von außen zu. „Ihre tiefen Wurzeln spüre ich ... irgendwo im Transzendenten“, so Havel.¹⁹

Ernüchterung ist nicht das Ende

Das Buch Hiob bringt diese tiefgründige Einsicht in seiner Sprache zum Ausdruck und erzählt, dass Gott „das Geschick Hiobs wendet“ (Hi. 42,10). Die Ernüchterung ist nicht das Ende. An der Grenze des Denkbaren, Erwartbaren und Machbaren ereignet sich etwas Neues. Überraschendes, Ungeahntes, Unverfügbares stellt sich ein. Der in seiner unheimlichen Macht fremde Gott wendet sich Hiob zu und eine neue Erzählung beginnt. Mit wenigen Strichen skizzieren die letzten Verse, wie sich Hiob eine neue Zukunft erschließt, deren Erfüllungen sein vergangenes Lebensglück noch steigern. „Der Herr segnete Hiob fortan mehr als einst“ (Hi. 42,12). Die neue Erzählung weitet das unserer Vernunft zugängliche Verständnis der Wirklichkeit. Sie transzendiert den Horizont der geschlossenen Zeit, sie sprengt den engen Rahmen dessen, was sich prognostizieren, kalkulieren und aktiv herbeiführen lässt. „Wir stehen an Grenzen, an Abbruchkanten – und diese zeigen etwas: dass das Entscheidende jenseits unseres Horizontes liegt. Der wesentliche Gehalt der christlichen Hoffnung beginnt, so paradox es klingt, wo unsere Hoffnung endet. Dort agiert der undenkbbare Gott, dort öffnen sich Wege, die wir noch nicht kennen“²⁰.

Der unausdenkbare Gott bleibt seiner Welt nicht nur treu, Er bleibt ihr auch trotz und in der Macht der Negativität mächtig. Gott, der Licht aus der Finsternis hervorleuchten lässt, ist auch Herr über die Finsternis und die destruktiven Gewalten und Gestalten, die sie hervorbringt. Der griechische Terminus „*ergazomai*“ (z.B. Joh. 5,17; 9,4) macht deutlich, dass Gott in seiner Welt und mit seiner Welt arbeitet²¹, um sie der Erfüllung ihrer finalen Bestimmung entgegenzuführen. Deshalb behält der Versucher am Ende auch nicht das letzte Wort über Hiobs Schicksal. Die Macht der Negativität hat keinen Bestand. Sie schafft keine bleibende Wirklichkeit. Das christliche Wirklichkeitsverständnis nimmt die Schatten, die den Horizont der Welt immer wieder verdunkeln, realistisch wahr. Es rechnet aber auch mit den schöpferischen Möglichkeiten Gottes, der in den Zerstörungsprozessen der Welt, verborgen unter Nöten und Kämpfen, Neues schafft und Zukunft erschließt.

Deshalb kann „der Glaubende ... kein Pessimist sein und kann kein Optimist sein. Beides ist Illusion. Der Glaubende sieht die Wirklichkeit nicht in einem bestimmten Licht, sondern er sieht sie, wie sie ist, und glaubt gegen alles und über alles, was er sieht, allein an Gott und seine Macht. Er glaubt nicht an die Welt, auch nicht an die entwicklungsfähige und verbesserungsfähige Welt,

er glaubt nicht an seine weltverbessernde Kraft und seinen guten Willen, er glaubt nicht an den Menschen, auch nicht an das Gute im Menschen, das schließlich doch siegen müsse, er glaubt auch nicht an die Kirche in ihrer Menschenkraft, sondern der Glaubende glaubt allein an Gott, der das Unmögliche schafft und tut“²². ■

Anmerkungen

1 R. Cohn, zit. nach J. Löffeld, Wenn nichts fehlt, wo Gott fehlt. Das Christentum vor der religiösen Indifferenz, Freiburg i.Br. 2024, 109.

2 H. Küng, Was bleibt. Kerngedanken, hrsg. von H. Häring/S. Schlensog, München 2023, 65 (i. O. kurziv).

3 „Friede diesem Haus“. Friedenswort der deutschen Bischöfe, hrsg. vom Sekretariat der Deutschen Bischofskonferenz Bonn 2024, 22.

4 Ebd., 23.

5 U.J. Körtner, Theologie und Krise. Eine Thesenreihe darüber, wie heute Theologie sinnvoll gedacht werden kann, in: Zeitzeichen 03/2022, <https://zeitzeichen.net/node/9609> (aufgerufen am 31.07.2025).

6 Vgl. U. Schnelle, Einführung in die Evangelische Theologie, Leipzig 2021, 413f.

7 Vgl. T. Haberl, Unter Heiden. Warum ich trotzdem Christ bleibe, München 2024, 227-250.

8 J. Löffeld, a.a.O., 167.

9 T. Haberl, a.a.O., 228f.

10 „Friede diesem Haus“, a.a.O., 39.

11 J. Löffeld, a.a.O., 51.

12 I. Dingel (hrsg. im Auftrag der EKD), Die Bekenntnisschriften der Evangelisch-Lutherischen Kirche, Göttingen 2014, 398.

13 A. Schüle (Hg.), Jesus Christus. Gottes Macht und Gottes Verwundbarkeit, Leipzig 2024, 10.

14 A. Reckwitz, Verlust. Ein Grundproblem der Moderne, Berlin 2024.

15 B.-C. Han, Der Geist der Hoffnung. Wider die Gesellschaft der Angst, Berlin 2024, 16.

16 Ebd., 102.

17 Zit. nach ebd., 66f.

18 Ebd., 96.

19 Ebd., 67.

20 „In einem existenziellen Abenteuer“. Die Gefahren eines zu kurz gedachten apokalyptischen Denkens und was die Kirche von den Heiligen lernen kann: Der zweite Teil des Interviews mit dem Dichter Christian Lehnert, in: Zeitzeichen 5/2024. <https://zeitzeichen.net/node/11093> (aufgerufen am 31.07.2025).

21 G. Etzelmüller, Gottes Handeln in der Geschichte. Eine realistische Vorsehungslehre, in: KuD 65 Jg. (2019), 248.

22 D. Bonhoeffer, Ökumene, Universität, Pfarramt 1931-1932, DBW Bd. 11 (hrsg. von E. Amelung/C. Strohm), Gütersloh 2015, 351.

KIRCHE ALS RAUM DER UNVERFÜGBAREN NÄHE

Eine theologische Vision jenseits empirischer Steuerung

Claudio Boning

Das öffentliche Verschwinden der Kirche ist ein hausgemachtes Problem – so sieht es Claudio Boning. Wenn Glaube auf Werte, Kirche auf soziale Dienste und Gott auf innere Haltung reduziert wird, bleibt keine geistliche Notwendigkeit für die Kirche mehr. Daher braucht es eine theologische Erneuerung, die wieder vom Unverfügbaren ausgeht, vom Heiligen, vom Geheimnis Gottes.

Prolegomenon: Theologie und ihre eigene Krise

Die empirischen Befunde der Kirchenmitgliedschaftsuntersuchung (KMU VI, 2023) – etwa der massive Rückgang religiöser Bindung oder die sinkende Bedeutung kirchlicher Praxis – sind nicht im theologischen Vakuum entstanden. Sie sind auch Frucht einer jahrzehntelangen Theologie, die sich zwar vielfach um gesell-

schaftliche Anschlussfähigkeit, ethische Kohärenz und moderne Selbstdeutungen bemüht hat. Das ist keineswegs geringzuschätzen. Aber dabei ist oft das Mysterium verloren gegangen, das Unverfügbare wurde rationalisiert.

Diese Auszehrung einer mystagogischen Theologie hat mit dazu beigetragen, dass sich viele Menschen die Frage stellen: *Wozu überhaupt Kirche?* Wenn Glaube auf

Werte, Kirche auf soziale Dienste und Gott auf innere Haltung reduziert wird, bleibt keine geistliche Notwendigkeit mehr. Wer aus dieser Situation heraus erneut mit denselben Mitteln antworten will – z.B. durch stärkere gesellschaftliche Profilierung oder strukturelle Effizienz – verwechselt Therapie mit Ursache. Die Reaktion auf spirituelle Leere kann nicht erneut in einer Verdünnung spiritueller Tiefe bestehen. Stattdessen braucht es eine theologische Erneuerung, die wieder vom Unverfügbaren ausgeht, vom Heiligen, vom Geheimnis Gottes. Religion ist nicht die *Folge* gesellschaftlicher Bedürfnisse, sondern *Ausdruck* einer existenziellen Erfahrung des Unverfügbaren. Was wäre, wenn die Kirche nicht zur Agentin gesellschaftlicher Ethik reduziert würde, sondern ein Ort bliebe, an dem Menschen mit einer Wirklichkeit konfrontiert werden, die sie nicht selbst erzeugt haben?

Empirie ist keine Theologie

Zahlreiche Reformimpulse innerhalb der Kirchen orientieren sich an empirischen Daten: Rückgänge bei Taufen, Kirchgang, ehrenamtliches Engagement, Religionsunterricht. Diese Daten sind ernst zu nehmen – aber sie dürfen nicht die theologische Richtung diktieren. Empirie ist keine Offenbarung. Empirie zeigt Symptome – nicht Ursachen. Und sie kann helfen, Verstehenshorizonte zu öffnen, darf aber *nicht zur normativen Leitinstanz* theologischer Entscheidungen werden.

So nachvollziehbar der empirische Zugriff ist, so sehr drängt sich auch eine kritische Rückfrage auf: Warum wird in theologischen Diskussionen häufig nur auf die Kirchenmitgliedschaftsuntersuchung (KMU VI, 2023) verwiesen? Reicht eine rein quantitative Analyse aus, um die Krise der Kirche wirklich zu verstehen – und tragfähige Reformen abzuleiten?

Die präsentierten Daten zur Kirchenmitgliedschaft, zum Vertrauen und zu religiösen Erwartungen liefern wichtige Hinweise – aber sie bleiben beschreibend. Sie sagen wenig über die biografische Tiefe, die symbolische Bedeutung oder die spirituelle Erfahrungsdimension von Religion. Gerade in der Religionssoziologie ist jedoch gut belegt: Viele Menschen leben ihren Glauben jenseits institutioneller Formen, in hybriden, individualisierten und oft emotional geprägten Ausdrucksweisen. Das bleibt in quantitativen Umfragen meist unsichtbar. Zudem besteht die Gefahr einer rückgekoppelten Selbstbeschreibung: Wenn die Kirche sich zu stark an Umfrageergebnissen orientiert, verliert sie das, was sie ei-

gentlich auszeichnen sollte – ihr Eigenprofil, ihre spirituelle Tiefe, ihre Fähigkeit, anders zu sprechen als der gesellschaftliche Mainstream.

Mut zum „Heiligen“

Eine wirklich tragfähige Reform braucht deshalb nicht nur Zahlen, sondern ein tieferes Verständnis religiöser Praxis: ethnografisch, biografisch, symbolisch. Und sie braucht den Mut, nicht nur auf Erwartungen zu reagieren, sondern Räume für das Unerwartete zu schaffen – für das, was Hans Joas das „Heilige“ nennt.

Diese Unterscheidung ist entscheidend: Wenn Kirchen die Krise ihrer Institutionen vorschnell als Krise der Religion deuten, laufen sie Gefahr, sich selbst aufzugeben – obwohl es jenseits ihrer Grenzen weiterhin spirituelles Suchen, Transzendenzoffenheit und religiöse Sehnsucht gibt.

Eben diese Versuchung, Religion mit Institution gleichzusetzen zeigt sich auch in der aktuellen Reformdebatte. Wer sinkende Zahlen sieht, schließt auf Bedeutungsverlust. Wenn man Religion jedoch nicht auf institutionelle Kirchlichkeit reduziert, richtet sich die Aufmerksamkeit auf Formen religiöser Selbstdeutung, die in modernen Gesellschaften jenseits traditioneller Zugehörigkeit funktionieren.

Das hat auch Konsequenzen für die Theologie: Vielleicht sollte sich die Kirche weniger von der Sorge um ihren Fortbestand leiten lassen und sich stattdessen fragen, wo sie heute noch Raum für jene religiöse Suche bietet, die sich zunehmend außerhalb institutioneller Formen vollzieht. Möglicherweise ist es nicht das Religiöse selbst, das verschwindet, sondern eher seine vertraute Gestalt – dann nämlich, wenn institutionelle Strukturen ihre spirituelle Funktion nicht mehr erfüllen.

Resonanz statt Optimierung

Auch der Soziologe Hartmut Rosa warnt in seiner Resonanztheorie eindringlich vor der Dominanz des Messbaren (*Resonanz*, 37-79). Es besteht die Gefahr, dass sich Kirche zunehmend in der Rolle eines öffentlichkeitswirksamen Dienstleisters wiederfindet, der sich stark an Zielgruppen orientiert. Wenn ihre Legitimation vor allem über Bildungsangebote, soziale Dienste oder kulturelle Anschlussfähigkeit geschieht, stellt sich leise, aber nicht unberechtigt die Frage: Worin unterscheidet sie sich dann noch von anderen gesellschaftlichen Akteuren wie NGOs oder Volkshochschulen? Ihre unverwechselbare Identität lässt sich weniger in ihrer gesellschaftlichen Nützlichkeit finden als vielmehr darin, Zeugin einer Wirklichkeit zu sein, die sich nicht instrumentalisieren lässt – eines Gottes, der sich im Christuszeugnis auf verborgene Weise gegenwärtig macht.

Hartmut Rosa bietet eine Alternative zur gegenwärtigen Reformlogik: Resonanz. Kirche soll nicht effizienter, sondern resonanzfähiger werden. Resonanz meint Beziehung, Ansprechbarkeit. Von der Resonanztheorie ausgehend könnte das Ziel kirchlicher Reform weniger in der Steigerung von Effizienz liegen, sondern viel-

Pfarrer Claudio Boning, Jahrgang 1987, Studium in Brasilien, 2014-2017 Mitarbeiter am Lehrstuhl für Neues Testament in Göttingen, 2017/2018 Permanent in Taizé, 2019-2021 Vikar der Dreifaltigkeitsgemeinde Hannover, 2021-2024 Gemeindepfarrer in Holzminden, seit 2024 Pfarrer im Dekanat Rosenheim (Beauftragter für Notfallseelsorge und „Mobile Seelsorge“).

mehr darin, Räume zu eröffnen, in denen Menschen sich berühren lassen, ins Fragen kommen und frei antworten können – ohne sich instrumentalisiert zu fühlen. Dazu braucht es nicht mehr Programme, sondern mehr Tiefe, nicht mehr Angebote, sondern mehr Stille (*Unverfügbarkeit*, 48-70).

Diese Resonanz ist jedoch nicht weltabgewandt oder individualistisch – sie zielt auf eine neue Form geistlicher Präsenz in der Welt. Gerade Frère Rogers Leben zeigt: Eine spirituelle Haltung der Stille und Einfachheit schließt gesellschaftliches Zeugnis nicht aus, sondern macht es glaubwürdig. Die Brüder von Taizé leben mit Geflüchteten, engagieren sich in sozialen Brennpunkten, begleiten junge Menschen. Das kontemplative Leben wird zur Quelle diakonischer Solidarität.

Diese Einsicht erinnert an die *theologia crucis*: Auch Paulus konfrontiert seine Gemeinde mit der Zumutung, dass das Zentrum des Glaubens nicht das Erklärbare ist, sondern das scheinbar Absurde: Christus als Gekreuzigter. Seine Theologie des Kreuzes steht quer zu jeder Strategie kirchlicher Effizienz. Das „Wort vom Kreuz“ (1. Kor. 1,18ff) widerspricht allen religiösen wie kulturellen Erwartungen. Es ist keine „Weisheit“, kein „Zeichen“ im klassischen Sinn, sondern eine Torheit – ein Skandal.

In seinen Heidelberger Thesen (1518) widerspricht Luther einem Glauben, der Gott nur in Stärke, Erfolg und Klarheit sucht. Der wahre Ort der Gottesbegegnung liegt für ihn gerade im Unscheinbaren, im Leiden, in der Ohnmacht – *sub contrario*. Was wäre, wenn sich die Kirche nicht vor allem dort verortet, wo sie überzeugen oder glänzen kann, sondern Raum lässt für das Geheimnis einer Präsenz Gottes, die sich unserem Zugriff entzieht, wo wir sie greifen wollen – und sich zeigt, wo wir nichts mehr erwarten: im Zerschlagen, im Schweigen, im Kreuz?

Frère Roger: aus der Stille des Herzens

Frère Roger sprach immer wieder von „Einfachheit“, die in stiller Offenheit vor Gott und dem Mitmenschen lebt. Dies entspricht Rosas Vorstellung von Resonanz, die sich nicht durch Machbarkeit oder Programme herstellen lässt, sondern durch Haltung. In der Regel von Taizé ermutigt Frère Roger seine Mitbrüder, sich mit der Bedeutung liturgischen Handelns auseinanderzusetzen. Im gleichen Abschnitt der Regel bittet er aber auch darum, die liturgischen Zeichen nicht zu vermehren wollen, sondern die Einfachheit zu bewahren.¹ Zu spüren ist hier der Geist der Seligpreisungen, der die ganze Regel belebt. Freude, Einfachheit, Barmherzigkeit sind drei zentrale Begriffe, die Frère Roger aus den Seligpreisungen entnommen hat, die das Leben in Taizé bis heute prägen.²

Seinen Mitbrüdern legte Frère Roger ans Herz, in allem die innere Stille zu bewahren. In der Regel heißt es: „maintiens en tout le silence intérieur pour demeurer en Christ.“³ Wohl wissend, dass es einer großen Hingabe bedarf, eben diese innere Stille zu bewahren, fügt er hinzu: „mais qui ne redoute ce silence, et préfère se

divertir à l'heure du travail, fuir la prière pour se fatiguer à de vaines besognes.“⁴

Doch unerlässlich ist diese innere Stille und sie gilt es überall zu suchen. Denn in dieser Stille des Herzens, diesem tiefen Frieden, vollzieht sich die Beziehung zu Christus: „Il [le silence intérieur] rend possible notre conversation avec le Christ Jésus.“⁵ Damit diese innere Stille sich ausbreiten kann, muss der Mensch aber erst zu Ruhe kommen können.⁶

Darum bemühte sich Frère Roger, die Gebetszeiten in Taizé als einen Weg in dieser Stille des Herzens zu gestalten. Dieses Anliegen erklärt die minutenlange Stille als Zentrum der Gebetszeiten in Taizé. Aber auch die anderen Elemente der Liturgie⁷ haben den gleichen Charakter: „Die Beschränkung auf wenige Texte und einfachere Gesänge hat einen tiefen, vielleicht einen zukunftsweisenden Sinn. Denn immer mehr Menschen suchen heute in der Kirche in erster Linie Ruhe bei Gott.“⁸

Poetische Theologie: Christian Lehnerts Blick

Auch der Dichter und Theologe Christian Lehnert liefert hier wichtige Impulse. Kirche ist kein Ort der Antworten, sondern ein Raum für Fragen, Brüche, Andeutungen. Liturgie ist kein Mittel zum Zweck, sondern Ausdruck des Staunens, der Verlangsamung, der Offenheit. Kirche braucht nicht mehr Management, sondern mehr Mystagogie. So Lehnert: „Der Kern unseres Glaubens ist etwas Unsagbares, Bildloses, Undarstellbares. Alle Worte und Formulierungen der Tradition umkreisen es nur wie einen Kraterrand. Die eigentliche Botschaft ist nicht sprachlicher Natur. Das ist wie bei Liebenden. Wenn der Partner fragt: ‚Liebst du mich?‘, dann ist die richtige Antwort meist kein sprachlicher Ausdruck, sondern Zärtlichkeit, ein Blick ... Und genau das gilt auch für den Glauben. Sein Wesen besteht nicht in der Kenntnis von Fakten. Wichtig ist die Beziehung – das, was jenseits von Sprache und Aussage geschieht. Daher kommt die Kraft!“⁹

Strukturen, die Freiheit ermöglichen

Strukturelle Reformen sind notwendig, aber nicht um der Effizienz willen. Sie müssen der Erfahrung von Freiheit, Gnade und Begegnung dienen. Das bedeutet: Machtabbau, Dezentralisierung, Vertrauen in Charismen. Eine offene Kirche ist nicht schwach, sondern stark im Vertrauen auf den Geist Gottes. Sie ist nicht perfekt, aber ehrlich. Sie belehrt nicht, sondern begleitet.

Was heißt das konkret? Eine Kirche der Zukunft

... sucht mit allen, die nach Gott suchen.

... weint mit denen, die weinen, und freut sich mit denen, die sich freuen.

... versteht sich als Resonanzraum, nicht als Dienstleistungsanbieter.

... lebt aus der Tiefe liturgischer Formen, nicht aus der Lautstärke moralischer Appelle.

... hört, bevor sie spricht.

Diese Vision ist keine Utopie, sondern Ausdruck eines ekklesiologischen Selbstverständnisses, das Kirche als Zeichen und Werkzeug einer transzendenten Wirklichkeit begreift. Ihre Identität gründet sich nicht primär auf ihre Funktion, sondern auf ihre Sakramentalität: Sie verweist auf etwas, das sie selbst nicht erzeugt. Das Unverfügbare ist daher kein Gegensatz zum Handeln, sondern dessen tiefster Grund.

In diesem Sinne kann auch Frère Rogers poetische Theologie verstanden werden: nicht als diffuse Mystik, sondern als Ausdruck einer christologischen Grundhaltung. Die Beziehung zu Christus, wie sie in der inneren Stille gesucht wird, ist nicht weltfremd, sondern trägt die Dynamik der Inkarnation in sich – sie führt zur Teilhabe an Gottes Zuwendung zur Welt. Dies ist keine Kirche der Zukunft im Sinne eines Projekts, sondern eine Rückkehr zur Quelle. Sie wird kleiner sein, leiser, aber möglicherweise wahrhaftiger. Die Kirche braucht nicht mehr Anpassung an Erwartungen, sondern mehr Offenheit für das Unverfügbare. ■

Literaturhinweise

- Alexander Deeg:** *Stille – und der Gottesdienst in der Kirche des Wortes*, in: Alexander Deeg/Christian Lehnert (Hg.), Beiträge zu Liturgie und Spiritualität. Leipzig 2020, 9-29
- Christian Lehnert:** *Der Gott in einer Nuß*. Frankfurt/M. 2017
- Klaus Hamburger:** *Danke, Frère Roger*: Persönliche Erinnerungen an den Gründer von Taizé. München 2015
- Frère Richard de Taizé:** *Das Gemeinsame Gebet in Taizé*: Ein Erfahrungsbericht, in: Walter Kasper (Hg.), Internationale Katholische Zeitschrift „Communio“ – das Gebet. Ostfildern 2008, 616-624
- Frère Roger de Taizé:** *Aus der Stille des Herzens*: Gebete. Freiburg 2006
- Frère Roger de Taizé:** *Dieu ne peut qu'aimer*. Taizé 2001
- Frère Roger de Taizé:** *La Règle de Taizé*. Taizé 2010
- Frère Roger de Taizé:** *Prier dans le silence du coeur*. Taizé 2005
- Hartmut Rosa:** *Resonanz. Eine Soziologie der Weltbeziehung*. Frankfurt/M. 2019, bes. 37-79
- Hartmut Rosa:** *Unverfügbarkeit*, Frankfurt/M. 2020, bes. 48-70
- Hans Joas:** *Die Macht des Heiligen. Eine Alternative zur Geschichte von der Entzauberung*, Frankfurt/M. 2017
- Martin Luther:** *Disputatio Heidelbergae habita* (WA 1, 354, 17-22)

Anmerkungen

- 1 Frère Roger, *La règle de Taizé*, 14.
- 2 „pénètre-toi de l'esprit des béatitudes: joie, simplicité, miséricorde.“ (Lass dich durchdringen vom Geist der Seligpreisungen: Freude, Einfachheit, Barmherzigkeit.) Frère Roger, *La règle de Taizé*, 33.
- 3 (Bewahre in allem die innere Stille, um in Christus zu bleiben) Frère Roger, *La Règle de Taizé*, 29.
- 4 (Aber wer fürchtet diese Stille nicht und zieht es vor, zur Arbeitszeit unterhalten zu werden, vor dem Gebet zu fliehen, um sich mit vergeblichen Aufgaben zu ermüden) Frère Roger, *La règle de Taizé*, 30.
- 5 (Sie [die innere Stille] ermöglicht unser Gespräch mit Christus Jesus) Frère Roger, *La règle de Taizé*, 29.
- 6 Deeg erläutert in einem Beitrag zu Stille im evangelischen Gottesdienst, dass auch die evangelische

Liturgie die Sehnsucht nach Ruhe vielerorts zum Ausdruck bringt. Das Problem ist wohl, dass die Sehnsucht verbalisiert, aber nicht durchs Schweigen ernstgenommen wird: „In viele Confiteor-Formulierungen (wo diese denn in der Liturgie begegnen) wird die Sehnsucht nach Ruhe aufgenommen und zu Beginn des Gottesdienstes zur Sprache gebracht. Aus der dann als hektisch und laut oder lärmend beschriebenen Woche kommen wir in den Gottesdienst, um hier Ruhe zu finden. Aber dann finden wir keine Ruhe, sondern der Liturg redet und redet und redet.“ Deeg, *Stille – und Gottesdienst in der Kirche des Wortes*, 21f.

7 Vor allem das Weglassen von Texten und Gebeten war in der Communauté nicht einfach zu verstehen. Hamburger erinnert an einen markanten Fall: „Bei-

läufig eröffnet Frère Roger dem Bruder, der die Texte und Gesänge gewissenhaft herauszusuchen pflegt, er habe den Eindruck, in den dreimal täglichen Gebeten fielen viel zu viele Worte. ‚da lassen wir am besten schon mal das Tagesgebet weg‘, stellt er sich vor. Dabei handelt es sich um eine bis zu diesem Tag unverrückbar vorgesehene, vorformulierte Bitte, die zwischen den Eingangsversen und dem Tagespsalm gesprochen wird.“ Hamburger, *Danke, Frère Roger*, 51.

8 Frère Richard, *Das gemeinsame Gebet in Taizé*, 619.

9 Online verfügbar unter: <https://www.evangelisch.de/inhalte/87219/12-08-2013/christian-lehnert-der-gottesdienst-ist-keine-talkshow> (Stand: 27.03.21).

Theologisches Studienseminar der VELKD Pullach

Von stotternden Propheten und einem barrierefreien Himmel

Dis/Ability-Sensibilität in Theologie und Kirche

In diesem Studienkurs erkunden wir Perspektiven aus den Disability Studies für die Theologie und fragen nach Konsequenzen für eine dis/ability-sensible kirchliche Praxis in unseren unterschiedlichen Kontexten und für unser eigenes Menschenbild und Selbstverständnis.

Mo., 27.10.2025, 18 Uhr, bis Fr., 31.10.2025, 9 Uhr

Kreuz und Auferstehung

Theologisch-liturgisches Update

Wir untersuchen zentrale Evangelien- und Paulustexte zu Kreuz und Auferstehung und lassen uns in neuere Forschungsdeutungen einführen. Außerdem probieren wir praktisch aus, wie wir heute in Andachten und Gottesdiensten vom Kreuzestod und von Auferstehung als Hoffnungs- und Lebensperspektive sprechen können.

Di., 3.2.2026, 18 Uhr, bis Do., 12.2.2026, 9 Uhr

www.theologisches-studienseminar.de

DER VERLUST DER NÄHE

Wie die Kirche den Bezug zu sich selbst und zu ihren Mitgliedern verlor

Christoph Bergner

Die evangelische Kirche in Deutschland steckt in einer tiefen Krise. Die Phänomene Mitgliederrückgang, Finanzprobleme, Traditionsabbruch, Säkularisierung werden seit Jahrzehnten beschrieben. Die vielfältigen Reformen und Veränderungen, die Abhilfe schaffen sollten, haben offenbar nichts bewirkt. Christoph Bergner stellt die kirchlichen Reformprozesse als einen Verlust der Nähe dar, die das Gegenteil dessen bewirkt haben, was sie ursprünglich wollten.

1. Verlust der Diskursfähigkeit

In den letzten Jahren bestimmten eine Reihe von Krisen die öffentlichen Debatten: die Migrationskrise, die Pandemie, der Krieg in der Ukraine. Dazu kam ein Urteil des Bundesverfassungsgerichts über den assistierten Suizid, das lange selbstverständlich geglaubte ethische Grundsätze in Frage stellt und dessen politische Umsetzung bis heute aussteht.

In allen diesen Krisen hat man wenig oder nichts von der Kirche gehört. Prominente Mitglieder der evangelischen Kirche fehlten in bekannten Talkshows. Kluge öffentliche Stellungnahmen, wie sie früher in Denkschriften präsentiert wurden, sucht man vergeblich. Die Kirche kommt im öffentlichen Diskurs fast nicht mehr vor. Weder will jemand etwas von ihr hören, noch hat sie etwas zu sagen. Zu den klassischen Fragen von Leben und Tod, Krieg und Frieden, Menschenrechten und Menschenwürde herrscht Schweigen oder es werden bestenfalls bekannte Plattitüden verbreitet, die niemanden interessieren. Eigentlich aber wollte die Kirche an öffentlicher Relevanz gewinnen. Die „öffentliche Kirche“ war ein theologisches Programm.

2. Verlust einer funktionierenden Verwaltung

In hohem Maß sind die Kirchen mit sich selbst beschäftigt. Es geht um die Durchsetzung verschiedenster Reformen auf allen Ebenen der Kirche. In der EKHn ist die Kirche nun seit zehn Jahren nicht fähig, in vielen Kirchengemeinden Haushaltsabschlüsse/Bilanzen vorzulegen. 2018 kam das letzte offizielle Schreiben aus der Kirchenverwaltung an die Gemeinden, dass man nun auf gutem Wege sei, alle Probleme zu lösen. Geändert hat das nichts. Jeder gemeinnützige Verein ist verpflichtet, spätestens nach drei Jahren eine Steuererklärung vorzulegen, um seine Gemeinnützigkeit zu erhalten. Eine Firma muss jährlich ihre Abschlüsse dem Finanzamt vorlegen.

Doch das mangelhafte Buchungssystem hat auch intern verheerende Folgen. In einer Zeit, in der den Kirchengemeinden mitgeteilt wird, dass sie Vermögen in großem Stil veräußern sollen, fehlen ihnen die Zahlen, wie es denn mit den Einnahmen und Ausgaben in den letzten Jahren im Vermögensverzeichnis ausgesehen hat. Kein verantwortlicher Geschäftsführer könnte solch weitreichende Beschlüsse fassen, ohne sie genau durchgerechnet zu haben. Zu den kuriosen Auswirkungen der fehlenden Bilanzen gehört, dass Gemeinden Zinsen für Geld erhalten, das schon lange vorausgibt ist oder dass Rücklagenentnahmen nicht korrekt verbucht wurden und noch immer in den Büchern stehen. In einigen Landeskirchen hat man entdeckt, dass nicht genügend Vorsorge für die Versorgungsansprüche der Mitarbeiter getroffen wurde. In Württemberg etwa fehlt 1 Mrd. €.

Warum haben die Kontrollmechanismen, von denen es in den Landeskirchen so viele gibt, in solchem Maß versagt? Derzeit verweisen die Kirchen gern auf ihre demokratischen Strukturen. Doch womit waren die Synodalen, die Finanzausschüsse, Rechnungsprüfungsausschüsse, die hoch bezahlten Dezernenten beschäftigt, dass sie viele Jahre nichts unternahmen? Das sind nur zwei Beispiele, die sich ziemlich beliebig vermehren ließen. Eigentlich aber wollte die Kirche eine moderne, effiziente Verwaltung aufbauen. Das ist gescheitert.

3. Verlust der Beziehung zu den Gemeindegliedern

In meiner Familie sind innerhalb des letzten Jahres zwei Angehörige 100 Jahre alt geworden. Beide waren ihr Leben lang eng mit der Kirche verbunden. Sie gingen sonntags in den Gottesdienst, sie sangen jahrzehntelang in den Chören mit, sie besuchten (und besuchten) Gemeindekreise. (Vermutlich waren sie auch großzügige Spender.) Doch leider kam zu keinem Geburtstag ein Pfarrer oder eine Pfarrerin. In den neuen Großstrukturen ist dafür offenbar keine Zeit mehr. Bei 10.000 und mehr Gemeindegliedern verliert das Büro vielleicht den Überblick. Die Geburtstagslisten werden

so lang, dass man sie schon gar nicht mehr genau anschauen mag.

Aber es kann auch schlimmer kommen: Jüngst verstarb die Mutter einer kirchlichen Mitarbeiterin. Sie rief bei der Kirchengemeinde (einer benachbarten Landeskirche) an und wollte eine Beerdigung anmelden. Die Sekretärin erklärte ihr, dass sie gerade im Umbau seien. Die Kirchengemeinde, zu der die Mutter gehörte, sei fusioniert worden, eine Pfarrerin sei krank und der andere überlastet, warum sie nicht einen freien Prediger engagieren wollte, das würden z.Zt. viele Leute machen. Die Beerdigung übernahm der Pfarrer der Tochter. Nach der Beerdigung rief die Tochter wieder im Büro an. Sie wollte um eine Fürbitte für die Verstorbene im Gottesdienst bitten. Die Sekretärin erklärte ihr, dass das erst in sechs Wochen möglich sei. So wurde die Fürbitte in der Gemeinde der Tochter gehalten.

4. Verlust des Nachwuchses

Dass die Pensionierung der geburtenstarken Jahrgänge nicht nur zu erhöhten Pensionslasten führt, sondern auch zu personellen Lücken, sollte eigentlich klar sein. Allerdings hat der gut begründete Hinweis auf diese Problematik vor 15 Jahren noch großen Ärger bei Kirchenleitungen ausgelöst. Auf den Webseiten der Kirchen fand man ausgiebige Werbungen für die Ausbildung als Bürofachkraft u.ä., aber keinen Hinweis auf ein Theologiestudium. Inzwischen sind die Anmeldezahlen für das Theologiestudium so niedrig wie noch nie. Die meisten theologischen Fakultäten verfügen über deutlich mehr Professoren auf ordentlichen Lehrstühlen als über neue Studierende. Das Interesse am Theologiestudium geht gegen Null.

Selbstverständlich gibt es äußere Faktoren, die die Kirchen nicht oder nur zu einem geringen Teil beeinflussen können. Das demographische Problem trifft alle. Säkularisierungsprozesse sind vielschichtig und kurzfristig nicht umkehrbar. Aber die Probleme der Kirche sind auch zu einem guten Teil hausgemacht. Darüber soll hier nachgedacht werden.

5. Der Siegeszug einer funktional bestimmten Kirche

Die Kirche ist seit mehr als 40 Jahren mit ihren Erneuerungsprozessen beschäftigt. Damals begann der Siegeszug einer funktional bestimmten Kirche. Was gemäß soziologischen Erhebungen ethisch, gesellschaftlich und politisch gefragt war, sollte in den Strukturen und Angeboten der Kirche aufgenommen werden. Die Differenzierung der Gesellschaft sollte von der Kirche aufgegriffen werden und die Kirche gerade dadurch für die Gesellschaft an Bedeutung gewinnen. Man wollte „anschlussfähig“ sein. Dem Bedeutungsverlust der Kirche, den sinkende Gottesdienstbesuche und steigende Austrittszahlen vermuten ließen, sollte gegengesteuert werden.

Professionalisierung

Funktionalisierung heißt zuerst *Professionalisierung*. Wer ein guter Seelsorger sein will, der sollte eine psychologische Zusatzausbildung erwerben. Als Pädagoge ist ein Pfarrer auch kaum einsetzbar, wenn man seine unzureichende pädagogische Ausbildung betrachtet. Seine Managementfähigkeiten bei der Leitung einer Gemeinde dürften eher gering entwickelt sein. Als Prediger fehlen ihm oft die Bezüge zum modernen Leben, so dass er die Menschen nicht mehr erreicht. Die biblischen Texte sind dem Alltag zu fern und oft zu schwierig, als dass sie sich allein durch theologische Argumentation erschließen ließen. So zeigen sich schon im Kernbereich pastoraler Tätigkeiten Defizite, die dringend behoben werden müssen. Der Pfarrer, der sich in klassischer kirchlicher Tradition als Seelsorger, Lehrer und Prediger versteht, ist eine von tiefen Defiziten geprägte Gestalt. Und wer sich diese Defizite nicht eingestehen mag, dem ist ein weiteres, kaum noch zu behebbendes Defizit zu attestieren.

Spezialisierung

Doch die funktionale Bestimmung kirchlichen Lebens und Arbeitens erschöpft sich nicht in den drei pastoralen Diensten Gottesdienst, Unterricht und Seelsorge, die schon Luther beschrieb. Funktionalisierung heißt auch *Spezialisierung*. Öffentlichkeitsarbeit, Umgang mit Medien, Umweltfragen, technologische Entwicklungen, Friedenspolitik u.v.a.m. gehören auch zu den Themenfeldern, für die sich die Kirche zu interessieren hat und zu denen sie Stellung nehmen muss. Die Vielfalt der Fragestellungen geht weit über den pastoralen Dienst hinaus. Sie ist schier unerschöpflich. Und je mehr Aufgaben in den Blick kommen, umso weniger werden sie im pastoralen Dienst gelöst werden können.

Hierarchisierung

Funktionalisierung heißt auch *Hierarchisierung*. Da die Gesellschaft sich ständig weiterentwickelt, muss immer wieder neu darüber entschieden werden, in welchem gesellschaftlichen Feld kirchliche Aktivitäten gebraucht werden. Die kirchenleitenden Gremien sind also verpflichtet, ständig die Funktionen zu überprüfen, die sie gerade wahrnimmt, und den finanziellen und personellen Möglichkeiten anzupassen. Das lässt sich nicht ohne einen Ausbau der Hierarchie umsetzen. Es liegt in der Logik dieses Verfahrens, dass z.B. Gemeindepfarrstellen nicht mehr den Gemeinden auf unbegrenzte Zeit zur Verfügung gestellt werden können. Also sollten möglichst viele Mittel im Entscheidungsbereich der Gesamtkirche verbleiben, um die ständigen Anpassungen an den gesellschaftlichen Wandel auch zeitnah umsetzen zu können. Deshalb ist es nur folgerichtig, dass die Kirche kaum noch Personal auf der Ebene der Gemeinden zulässt. Im jüngsten Reformschritt werden die Gemeinden auch ihre Pfarrerinnen und Pfarrer verlieren. Sie werden in Teams zusammen mit Gemeindepädagogen

und Kirchenmusikern in großen Nachbarschaftsräumen arbeiten.

Subjektivierung

Funktionalisierung heißt *Subjektivierung*. Die scheinbar objektiven Kriterien sind im konkreten Fall höchst subjektiv. Ob die Kirche sich für Flüchtlinge, für Kinder oder für Religionspädagogik einsetzen soll und wenn ja, mit welchem finanziellen und personellen Aufwand, lässt sich eben nicht objektiv entscheiden. Die Individualisierung der Lebensformen, die Ausdifferenzierung der Gesellschaft lassen sich nur vordergründig objektiv wahrnehmen. Letztlich sind die Entscheidungen höchst subjektiv, weil sie versuchen, menschlichen Befindlichkeiten und Wünschen zu entsprechen.

Effizienz

Funktionalisierung heißt auch *Effizienz*. Eine Funktion lässt sich genau beschreiben und bemessen. Und so geht mit der Funktionalisierung der kirchlichen Dienste ein sich ständig weiter ausdifferenzierendes Bemessungssystem einher. Eine Gemeindepfarrstelle muss eine bestimmte Anzahl an Gemeindegliedern und eine bestimmte Fläche aufweisen oder andere Kennziffern, die in den verschiedenen Kirchen sicher auch voneinander abweichen. Das Gleiche gilt auch für Gemeindepädagogen, Kirchenmusiker, Dekane usw.

6. Selbstsäkularisierung der Kirche

Der Reformprozess lässt sich als eine Selbstsäkularisierung der Kirche beschreiben. Er schafft aufwändige Verwaltungsstrukturen, die offenbar inzwischen nicht mehr beherrscht werden, und er verdrängt ehrenamtliche Initiativen. Das lässt sich an den Strukturveränderungen im Kirchenvorstand und der Synode gut verfolgen: Zunächst verkleinerte man die Dekanatssynoden. Anschließend wurden Dekanate fusioniert: Größere Einheiten seien nötig, um in der Gesellschaft relevant zu bleiben und nach innen verlässlicher planen zu können. Diese Prozesse sind in den letzten 20 Jahren in der EKHN zweimal vollzogen worden. Aus dem Dekan, der bis vor 25 Jahren zusätzlich zu seiner Gemeindepfarrstelle das Dekanat betreut hat, sind nun zwei hauptamtliche Stellen, Dekane und Stellvertreter, in einem Großdekanat geworden. Die ehrenamtlichen Vertreter der Kirchengemeinden mussten entsprechend der Vergrößerung der Dekanate verringert werden. Oft gibt es für eine Kirchengemeinde nur noch einen einzigen Vertreter in der Synode. Auch die Anzahl der gewählten Pfarrer, die ursprünglich alle mit Sitz in der Dekanatssynode vertreten waren, wurde verringert. Galten sie ursprünglich als Vertreter der Gemeinde, wurde die Wahlordnung dahingehend verändert, dass die Pfarrschaft untereinander Vertreter in die Synode wählen. Die Verbindung von Pfarrer und Kirchengemeinde wurde so gelöst.

Pfarrer i.R. Dr. Christoph Bergner, 23 Jahre Synodaler der Evang. Kirche in Hessen und Nassau, 18 Jahre im Finanzausschuss der Synode, Autor von „Die Kirche und das liebe Geld“ und „Europas christliche Wurzeln“.

Man versetze sich für einen Moment in die Lage eines ehrenamtlichen Synodalen: Er kommt auf eine Dekanatssynode. Tagesordnung und alle wichtigen Unterlagen sind ihm per Mail zugesandt worden. Wie die meisten Synodalen erscheint auch er ohne Laptop. Aus allen Bereichen des Dekanats werden Präsentationen von Mitarbeitern gezeigt. Der Synodale kennt weder die Mitarbeiter, die höchst selten in seiner Gemeinde auftauchen, er kennt auch die allermeisten Synodalen nicht, die wie er zum Teil 50-60 km nach einem anstrengenden Arbeitstag gefahren sind, um an der Synode teilzunehmen. In der Regel fehlen 20-25% der Synodalen. Er muss weitreichende Entscheidungen treffen: welche Gebäude erhalten bleiben, welche Pfarrstellen gestrichen werden, wie der Haushalt aufgestellt wird. Zweimal im Jahr muss er sich einmal einen halben Tag und ggfs. einmal einen ganzen Tag mit diesen Fragen beschäftigen. Er wird die meisten Gebäude, über die beraten wird, nie gesehen haben. Die Haushaltslage ist seit vielen Jahren unklar, weil die Jahresabschlüsse fehlen. Unabhängig davon gilt: Um den Haushalt zu verstehen, müsste er viele haushaltstechnische Details kennen, die sich aus den jahrelangen Differenzierungen kirchlicher Arbeit ergeben haben.

Auch bei viel Wohlwollen ist klar, dass er Sachverhalte entscheiden muss, über die er schlicht nichts weiß. Die Welt der Kirchengemeinde, aus der er kommt, hat mit den synodalen Verfahren im Großdekanat nichts zu tun. Allerdings wird es diese Welt auch bald nicht mehr in seiner Gemeinde geben. Auch die soll in eine Großgemeinde umstrukturiert werden. Nur wenige der ehrenamtlichen Mitglieder der bisherigen Kirchenvorstände werden sich noch im neuen Gesamtkirchenvorstand wiederfinden. Der Großteil der Ehrenamtlichen, die bisher in den Kirchenvorständen mitgearbeitet haben, wird nun „freigesetzt“. Für die anderen wird es erheblich mehr Arbeit geben. Sie sollen ggfs. von einem professionellen Geschäftsführer unterstützt werden. Auch die Pfarrer werden im neuen Kirchenvorstand der Großgemeinde nur noch rar vertreten sein. Sie treten der Großgemeinde und ihrem Kirchenvorstand als Verkündigungsteam gegenüber.

7. Reformprozesse als Entmündigungsprozesse

Die Funktionalisierung der Kirche hat ihr Ziel erreicht. Doch was das Glück von Planern und Strategen in Kirchenleitungen ist, offenbart sich als tragische Fehlentwicklung vor Ort und in der Fläche. Der Reformprozess wirkt wie ein Entmündigungsprozess der Ehrenamtlichen und der Pfarrer. Er ist ein Beispiel, warum Vertrauen in die demokratischen Strukturen verloren gegangen ist. Strukturell hat man die Nähe zu den Men-

schen aufgegeben. Zu groß ist die Distanz zwischen den Kirchenmitgliedern und ihren Funktionären. Persönliche Begegnung, verlässliche Beziehung lassen sich in diesen Großstrukturen, die nicht von unten nach oben, sondern von oben nach unten gedacht sind, nicht langfristig gestalten. Wenn man ein Programm zur Entkirchlichung gebraucht hätte, wäre dieses optimal. Die Erfahrung des Synodalen entspricht den kirchenleitenden Gremien: So wenig, wie der Synodale von den aufwändigen Papieren versteht, die ihm in der Synode vorgelegt werden, so wenig versteht die Kirchenleitung von den Problemen einer Kirchengemeinde vor Ort. Die Kirchenleitungen leiden unter der gleichen „Milieuverengung“, die sie den Kirchengemeinden am Anfang der Reformprozesse vorgeworfen haben.

Auf die Probleme ist früh hingewiesen worden. So schrieb Dietrich Neuhaus, Studienleiter an der Evang. Akademien Arnoldshain im „Deutschen Allgemeinen Sonntagsblatt“ (22.1.1999) von einer „Verschwörung von oben“. Die Kirche werde nun wie ein Unternehmen geführt. „Alle Arbeitsbereiche einschließlich der Ortsgemeinden sollen mit den Mitteln der Unternehmensberatung auf den Markt ausgerichtet werden.“ „Das Kirchenbild, das die Organisationsberater in die Kirche hineintragen, liegt auf einem dürftigen Niveau. Es wurde nie theologisch durchdacht und ist in seiner bestürzenden Schlichtheit vermutlich auch von keinem theologischen Gedanken je erreicht worden.“ „Da sie nicht von gelebter Religion ausgeht, keine geistlichen Motive, kein geistliches Profil und keine geistliche Trägergruppe hat – denn das sind Verwaltungsbeamte mit ihrem berufsbedingten Verhältnis zu Religion und Theologie nicht –, wird diese ‚Kirchenreform‘ scheitern.“ Soweit einige Gedanken von Neuhaus aus dem Jahr 1999, bevor die Strukturreform ins Werk gesetzt wurde. Am Ende der Reform laufen den Kirchen die Menschen in Scharen davon.

Warum haben die Reformen all das erreicht, wovor sie gewarnt haben und was sie verhindern wollten: Mitgliederschwund, finanzielle Probleme, ineffiziente Verwaltung, Verlust an öffentlicher Wahrnehmung, Nachwuchsprobleme?

8. Gründe für das Scheitern

Theophobie

Rolf Schieder, em. Praktischer Theologe in Berlin, hat den Kirchen jüngst Theophobie vorgeworfen. Die Kirchen hätten Angst, überhaupt noch von Gott zu sprechen. Schieder empfiehlt ihnen, sich die Welt nicht mehr nur von den Soziologen erklären zu lassen („Die Welt“, 04.06.2025). In der Tat gilt: Bei allen wichtigen Debatten sind schon lange nicht mehr theologische Argumente leitend. Wichtig sind finanzielle Fragen (Kirchensteuereinnahmen, Fördervereine, Stiftungen, Anlagestrategien für das Vermögen), soziologische Befunde (Milieustudien, Mitgliederorientierung, gesellschaftliche Prozesse), für Pfarrerinnen und Pfarrer und andere Hauptamtliche: Rhetorik, Kybernetik, Schauspiel, Pädagogik, Psychologie u.v.a.m. Übrigens zu ihrer Zeit an ihrem Ort

alles wichtige Fragestellungen, die aber alle sekundär zu der entscheidenden Frage stehen, wie es denn um unseren Glauben steht und wie wir ihn weitergeben können. Charakteristisch dürfte die Auskunft des ehemaligen Kirchenpräsidenten der EKHn im Gespräch mit dem Vorstand des Pfarrvereins in Hessen sein. Auf die Frage, was denn das Ziel der gravierenden Neustrukturierung der Kirche sei, antwortete er: „Was am Ende dabei herauskommen werde, wisse auch die Kirchenleitung nicht so genau.“ (Hess. Pfarrblatt 3/25, 35)

Defizitäres Kirchenverständnis

Die Kirche ist als Organisation, als Unternehmen, als NGO nicht angemessen beschrieben. Gemäß den Parametern der funktionalen Kirche sind alle Funktionen defizitär. Deshalb ist jede Reform unzureichend und muss gemäß diesem Model weitergetrieben werden. Doch das ist ein Irrtum: die Kirche ist eine geistliche Gemeinschaft, die Gemeinschaft der Heiligen.

Was Luther in der Vorrede auf die Offenbarung schrieb, mag einen Hinweis geben. „Es ist ein Christ auch wohl sich selbst verborgen, daß er seine Heiligkeit und Tugend nicht siehet, sondern eitel Untugend und Unheiligkeit siehet er an sich. Und du grober Klügling, willst die Christenheit mit deiner blinden Vernunft und unsaubern Augen sehen? Summa cumma, unsre Heiligkeit ist im Himmel, da Christus ist, und nicht in der Welt, vor den Augen, wie ein Kram auf dem Markt.“

Wie pfiffig auch immer die soziologischen Modelle und unternehmerischen Konzepte sein mögen, sie gehen an der Wirklichkeit der Kirche vorbei. Die Professionalisierung von pastoralen Tätigkeiten lässt sich in einigen Zentren umsetzen, aber nicht in der Breite kirchengemeindlicher Praxis. Im Gegenteil: Sie fördert Dilettantismus. In einer Stellungnahme zur Anfrage einer Gemeinde, ob sie einem besonders geeigneten Mitarbeiter eine pauschale Entschädigung geben dürfe, argumentieren mehrere Oberkirchenräte (A 16), dass eine Konfirmandenstunde 20 € und ein Gottesdienst 50 € kosten würden, wenn sie von Ehrenamtlichen gehalten werden. Mehr ist nach den Lohntabellen der Kirche nicht dafür zur Verfügung zu stellen. Wenn ein Pfarrer 100 Gottesdienste hält, lässt sich das durch den Einsatz von Predikanten mit 5000 € finanzieren. Soll man da noch Pfarrer besolden?

Defizitäres Pfarrbild

Es zieht sich wie ein roter Faden durch die Entscheidungen der letzten Jahrzehnte: Wenn es eine Möglichkeit gab, angebliche „Privilegien“ des Pfarrberufs abzubauen, Gehaltskürzungen durchzusetzen o.ä., wurde sie genutzt. Die Coronakrise bietet das letzte typische Beispiel. In der EKHn beschloss die Synode für den Pfarrberuf eine verzögerte Gehaltsanpassung. Die Pfarrerinnen und Pfarrer sollten sich solidarisch mit den vielen zeigen, die Gehaltseinbrüche in der Krise hinnehmen mussten. Die kirchlichen Angestellten erhielten einen Bonus, weil sie durch die Krise besonders herausgefordert waren.

Als ein Pfarrer schon vor Jahren bei einer Bewerbungsrede in der Synode vorschlug, dass Pfarrer und Pfarrfrauen Dienstwagen bekommen sollten, wenn Pfarrstellen nicht mehr versorgt werden können und die Wege zu den Gemeindegliedern immer weiter werden, gab es einen empörten Aufschrei. Was für jede Diakonieschwester selbstverständlich ist, gilt nicht für einen Pfarrer.

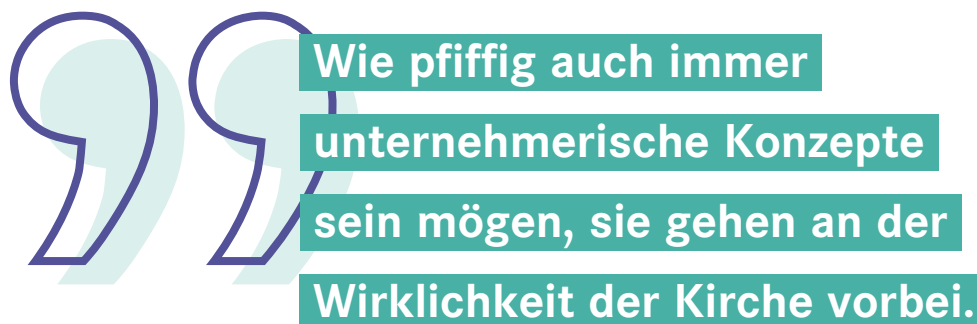
Der Pfarrberuf wurde gänzlich unattraktiv. Der Einbruch der Studierendenzahlen ist das Ergebnis eines jahrzehntelangen Prozesses. Der Kirchenhistoriker Gerhard Rau hat 2006 in einer Kirchenleitungsklausur die Position der Evang.-Theol. Fakultät der Universität Heidelberg vorgelegt. Darin heißt es: „Vor allem aber die Kirchengemeinden verlieren endgültig ihren zentralen Verfassungsrang, den sie über Jahrhunderte seit der karolingischen Reichsreform hatten und wie er durch die Reformation mit dem Modell von Amt und Gottesdienst gestärkt worden war. Zu diesem Pfarramtsverständnis gehört die Ordination, die Berufung auf Lebenszeit und die unwiderrufbare Übertragung einer bestimmten Pfarrstelle, wobei es natürlich schon immer Relegationsmöglichkeiten bei Verfehlungen gab. Dieses historische Amtsrecht hat überhaupt erst zu Wege gebracht, was man das evangelischen Pfarrerbild nennen kann, das bei all seiner Schwäche zu den wesentlichen Identifikationsmerkmalen protestantischer Frömmigkeit geworden ist. Mit der Abwertung der Kirchengemeinde ist die kritische Frage verbunden: Was wird in Zukunft noch der Identifikationspunkt für ein evangelisches Christsein sein können? Zwar klingt der Verfassungsgrundsatz, man baue die Kirche von unten nach oben auf, vertrauenerweckend, aber er ist es nicht. Denn oben kommt man nicht bei einer Kirche an, die noch ihren theologischen Namen verdient.“

Was die theologische Fakultät der Universität Heidelberg kritisierte, ist heute durchgesetzt. Doch man ist schon einen Schritt weiter und gibt offen zu, dass man gar nicht wisse, worauf die gewaltigen Eingriffe hinauslaufen sollen. Dem Verlust der Nähe zu den Menschen entspricht der Verlust zu theologisch reflektierten Positionen, beides lässt sich auch als Realitätsverlust beschreiben.

Defizitäres Kultur- und Diakonieverständnis

Es war eine große kulturelle und soziale Leistung der Kirchen, dass sie sich in den letzten Jahrhunderten vielfältig in die Gesellschaft inkulturiert haben. Schulen, Krankenhäuser, Kindergärten, Altersheime, Musik u.v.a.m. waren Domänen, in denen sich christliches Leben entfaltete. Dieser Bereich wurde christlich entkernt. Die von Neuhaus beschriebene Beratungskultur ließ alle christlichen Traditionen als überholt und milieuverengt erscheinen. Nun kann es der Kirche nicht schnell genug gehen, Verantwortung für Kindergärten, Diakoniestationen etc. abzugeben.

Als die Einspielung der „Orgelmeister vor Bach“ von Helmut Walcha, der in den Jahrzehnten nach dem Krieg einer der weltweit bedeutendsten und prägendsten Organisten in der Interpretation der bachschen und vorbachschen Orgel- und Klavierwerke war, 1976 in der Archiv Produktion erschien, wies Walcha in einem beige-fügten langen Interview auf die Probleme des Organistennachwuchses hin: „Im Vergleich zu anderen Musikern ist der Kirchenmusiker, trotz seiner ebenso langen Ausbildung, finanziell und materiell stark benachteiligt.“



Er hat am allgemeinen wirtschaftlichen Aufstieg der letzten Jahrzehnte nicht gleichermaßen teilhaben können.“ Die Ergebnisse solcher Entwicklungen wirken nicht schnell, aber nachhaltig. Heute gibt es kaum noch musikalische Höchstleistungen in der Interpretation der großen kirchenmusikalischen Werke, die von evangelischen Chören und Kirchenmusikern geboten werden. In den neuen Strukturen wird auch der Kirchenmusiker zu einem Funktionär.

Verlust der Gottesdienstkultur

Zu den kuriossten und beängstigendsten Entwicklungen der jüngsten Zeit gehört der Ausfall von Gottesdiensten. Um bei der Zusammenlegung von Gemeinden „Synergieeffekte“ zu erzielen, werden aufwändige Pläne entwickelt, wann und wo Gottesdienste gehalten werden. Ständig wechselnde Orte und Zeiten machen es schwer, sonntags zur richtigen Zeit am richtigen Ort zu sein. Kürzlich wurde in einem Pfarrkonvent vorgeschlagen, dass es in einer Stadt nur noch einen „großen“ Gottesdienst am Himmelfahrtstag geben solle. Doch es gab Pfarrer bzw. Pfarrfrauen, die sich gegen diese Reduzierung wendeten. Eine erklärte, ihre Kirche sei ein Touristenmagnet, der an Himmelfahrt immer gut besucht sei. Sie könne den Gottesdienst nicht ausfallen lassen. Die Dekanin/Superintendentin wies sie mit den Worten zu recht, dass auch in ländlichen Teilen des Dekanats/der Superintendentur noch Verwendung für die resistente Kollegin bestünde. Wer heute Gottesdienst feiern will, muss sich dafür rechtfertigen und mit disziplinarischen Maßnahmen rechnen.

Wirtschaftliche Inkompetenz

Der theologischen und geistlichen Verarmung der Kirche entspricht ihre wirtschaftliche Inkompetenz. Nur

für Vollzeitstellen möchte die Kirche noch Pfarrhäuser vorhalten. Viele sind mittlerweile verkauft worden. Als die evang. Synode Freiburg im Frühjahr 2025 tagte, wurde berichtet, dass es schwierig geworden sei, Pfarrer nach Freiburg zu holen, weil keine Pfarrhäuser mehr zur Verfügung stünden. Man habe beim Verkauf der Häuser nicht bedacht, dass die Mieten so stark ansteigen könnten. Nun wolle man wieder Pfarrhäuser kaufen. Die Lernkurve evangelischer Kirchenverwaltungen ist nicht sehr steil. Deshalb werden munter weiter Pfarrhäuser verkauft. Angesichts von Wohnungsmangel und hohen Mieten in den Ballungszentren werden in den guten Wohnlagen, wo die Kirchensteuerzahler leben, die diese Kirche weitgehend finanzieren, kaum noch Pfarrer und Pfarrerinnen präsent sein. Solche Beispiele von Misswirtschaft lassen sich zahllos finden.

Das Kirchensteuernarrativ

Viele Jahre lang wurde erklärt, dass die Kirchensteuern rückläufig seien. Doch die Lage war lange Zeit sehr viel besser als behauptet. Die Gründe dafür sollen wenigstens kurz genannt werden:

- a) Die Bemessungsgrundlage der Steuern wurde stetig verbreitert.
- b) Die Zahl der Steuerzahler unter den Kirchenmitgliedern nahm erheblich zu, weil immer mehr Kirchenmitglieder einer bezahlten Beschäftigung nachgehen.
- c) Ein wichtiger Teil der Kirchensteuern wird von einigen wenigen Familien erbracht, die bisher treu zur Kirche standen.
- d) In diesem Mangel-Narrativ wird auch gern verschwiegen, dass die Kirche über erhebliches Vermögen verfügt, das effizient bewirtschaftet werden kann.

Die Kirchen haben in den letzten Jahrzehnten die Möglichkeit gehabt, sich auf die demographischen und anderen o.g. Probleme vorzubereiten. Die Strukturreformen haben die Probleme aber verschärft und nicht gemildert. Sie waren teuer, aber nicht effektiv.

9. Was ist zu tun?

Die Kirche sollte sich auf ihre Kernaufgaben besinnen. Die evangelische Kirche ist eine Kirche, die von den Gemeinden her aufgebaut ist. Die Gemeinden müssen wieder gestärkt werden. Sie müssen wieder mehr Eigenverantwortung bekommen. Im Gegenzug sollte die Kirche ein gutes Controllingsystem aufbauen, das Gemeinden berät und finanzielle Fehlentwicklungen aufzeigen kann. Zunächst haben alle Mitarbeiter – Pfarrer, Kirchenmusiker und Gemeindepädagogen – eine Gemeindegliederbindung. Sie arbeiten in verbindlichen, überschaubaren Aufgabenfeldern, die wenig Verwaltungsaufwand und Sitzungsarbeit erfordern, aber viele Kontakte mit Menschen ermöglichen.

Eigeninitiativen sind zu fördern, gerade wenn sie erfolgreich sind und keine Unterstützung durch Kirchensteuern brauchen. Die nun entwickelten Großgemeinden und Großstrukturen gibt es nirgendwo auf der Welt,

wo evangelische Kirchen in der Minderheit leben. Und das sind die meisten Kirchen der Welt.

Die Kirche hat einen großartigen Auftrag. Dass sie sich nun seit Jahrzehnten als defizitär beschreibt und vor allem mit sich selbst beschäftigt lebt, ist eine groteske theologische Fehlorientierung. Sie verfügt immer noch über erhebliche finanzielle und personelle Ressourcen.

Kurzfristig sollten folgende Maßnahmen ergriffen werden:

Es bedarf klarer Verantwortlichkeiten. Ein Dekan/eine Superintendentin, die die Feier von Gottesdiensten verhindert oder gar mit disziplinarischen Mitteln verbietet, muss dafür unmittelbar zur Verantwortung gezogen werden können. Eine Kirchenleitung/Verwaltung, die mit falschen Angaben zigmillionenschwere Projekte genehmigt bekommt, die misslingen, muss für die Folgen Verantwortung übernehmen. Das geht nicht ohne personelle Konsequenzen.

Die Veräußerung von Immobilien muss gestoppt werden. Für die Zukunft der Kirche ist es durchaus von Bedeutung, dass sie Mitarbeitern Wohnraum anbieten kann und verlässliche Einnahmen erzielt. Es bedarf dazu eines Immobilienmanagements bzw. einer entsprechend qualifizierten Beratung der Gemeinden. Immobilien sind eine wichtige Wertanlage der Kirche, sie sind für die Sichtbarkeit und Präsenz seit Jahrhunderten von nicht zu unterschätzender Bedeutung.

Der Pfarrmangel, der durch die Pensionierung der geburtenstarken Jahrgänge entsteht, muss durch intelligente Weiterbeschäftigung der Pensionäre gemildert werden. Hier bedarf es flexibler, attraktiver Modelle wie das Wohnen im Pfarrhaus, Teilzeitbeschäftigung mit festen Verpflichtungen für das Feiern und die Organisation von Gottesdiensten etc. Klare Verantwortungsstrukturen statt Mangelverwaltung ist auch hier nötig. Die Vorstellung, dass die zentralen pastoralen Dienste von Ehrenamtlichen (50 € für den Gottesdienst, 20 € für den Unterricht s.o.) übernommen werden sollen, zeugt von einem abenteuerlichen Qualitätsbewusstsein.

Abbau von Bürokratie: Kurioserweise sind im Gefolge der angeblich durch Kirchensteuerrückgänge notwendigen Reformen immer neue Verwaltungsstrukturen entstanden. Diese sind schnell zurückzubauen. Die Verwaltung ist an eine „einfache“ Kirche anzupassen. Wer 7-8 Mitarbeiter braucht, um eine Überweisung ins Ausland zu veranlassen, hat etwas falsch gemacht. Die Möglichkeiten moderner Verwaltung müssen endlich genutzt werden. Wer mindestens 15 Jahre braucht, um ein neues Abrechnungssystem umzusetzen, ist nicht geeignet, weitere Reformen zu organisieren. Eigenverantwortung vor Ort ist wieder zu stärken. Eine Kirche mit weniger Mitgliedern kann sich auf eine flache Struktur beschränken.

Zum schlechten Schluss: „Du bist nicht allein“. In diesen Tagen haben die Mitglieder der EKHn eine „Impuls-post“ bekommen: „Du bist nicht allein.“ Da die Zeit für einen Besuch und für verlässlichen Kontakt zu den Gemeindegliedern fehlt, gibt es jetzt die Nähe durch Papier. Schmerzlicher hätte man den Verlust der Nähe nicht dokumentieren können. ■

„DIE EWIGE SEGNE DICH

UND BEHÜTE DICH“

Zur Diskussion um alternative Segensformulierungen

Simone Ziermann

„Die Ewige segne ...“, „Adonaj segne ...“, Gott segne ...“, „Er behüte ...“, „Sie behüte ...“, „Er behüte ...“, sie lasse leuchten“. – Varianten des aaronitischen Segens finden in der Praxis zunehmend Verwendung – und sie polarisieren: Die einen sind positiv überrascht, weil ihnen im Segen nicht mehr der gestrenge „Herr“ entgegentritt. Andere reagieren empört, weil ihnen der Segen „genommen“ und sprachlich verunstaltet wird. Dass es solche Diskussionen gibt, ist für Simone Ziermann eine gute Nachricht. Doch wie steht es um die Argumente für und gegen Variationen des Segens?

Wenn es um den Segen im Gottesdienst geht, haben Menschen (noch) erkennbare Erwartungen und Hörgewohnheiten. Auch wer nur selten kommt, horcht auf, wenn der Segen „irgendwie anders“ ist; wer den Gottesdienst regelmäßig besucht, erlebt u.U. eine deutliche (positive oder negative) Störung, wenn der Segen variiert wird. Das alles ist ein gutes Zeichen! Es ist aber auch ein Warnsignal. Variationen des Segens müssen sehr sorgfältig abgewogen werden. Zu diesem Abwägen möchte ich im Folgenden einige Überlegungen beisteuern.¹

Ein Überblick zum Stand der Dinge

Für viele Menschen hat der Segen eine herausgehobene Bedeutung im Gottesdienst.² Der aaronitische Segen nimmt dabei traditionell eine besondere Rolle ein, nicht zuletzt seine poetische Sprachgestalt wird von vielen Menschen geschätzt. Er wird in Num. 6,22-27 ausdrücklich auf das Volk Israel bezogen, in der christlichen Tradition wird er im Lauf der Jahrhunderte durchaus unterschiedlich rezipiert; Martin Luther nimmt ihn in die Deutsche Messe auf,³ er ist im lutherischen Gottesdienst als agendarischer Segen fest verankert.⁴

In theologischer Hinsicht hat der Gottesname zentrale Bedeutung für den aaronitischen Segen. Laut Num. 6,27 geht es ausdrücklich darum, den Namen Gottes auf die Israeliten zu legen. Allerdings gehört die Sagbarkeit

und Übersetzung des Tetragramms „JHWH“ zu den fundamentalen Fragen jüdisch-christlicher Theologietradition. Ins breite Bewusstsein der Gemeinden ist dies spätestens durch die „Bibel in gerechter Sprache“ gerufen worden. Die Lutherübersetzung gibt den Gottesnamen bekanntlich mit „Herr“ wieder, durch das Schriftbild soll der fundamentale Unterschied zu allen weltlichen „Herren“ markiert werden, was sich freilich in der gesprochenen Sprache kaum abbilden lässt.

Was Liturginnen und Liturgen im Einzelnen bewegt, den Gottesnamen im aaronitischen Segen zu variieren, ist m.W. noch nicht näher untersucht, und es liegt wohl in der Natur der Sache, dass die Deutungen und Intentionen divers sind. Meine Wahrnehmungen dazu sind die folgenden: Wo die Formulierung „Herr“ vermieden und Pronomen variiert werden, spielen feministische und/oder gender- und/oder queersensible Überlegungen eine zentrale Rolle. Es geht darum, ein Gottesbild zur Sprache zu bringen, das ausdrücklich nicht einseitig männlich-patriarchal konnotiert ist. Dieses Anliegen kann für die betreffenden Personen eine enorme Bedeutung haben; diese hohe Bedeutsamkeit kann sich ebenso aus eigenen Erfahrungen und eigenen (queeren) Lebensentwürfen ergeben, wie aus sorgfältiger theologischer Reflexion. Auch die seelsorgliche Verantwortung gegenüber der Gemeinde kann eine Rolle spielen, immerhin hat die einseitig patriarchale Vorstellung von Gott in verheerender Weise zu „Gottesvergiftungen“ unterschiedlicher Art geführt – dem möchte mensch etwas entgegensetzen, und zwar gerade im Moment des Segens.

Ich halte fest: Wenn der aaronitische Segen und darin der Gottesname (bzw. dessen Übersetzung) und die dazugehörigen Pronomen sprachlich variiert werden, so handelt es sich um einen gravierenden Eingriff in den Gottesdienst. Das gilt sowohl in liturgisch-theologischer

PD Dr. Simone Ziermann, seit Herbst 2024 wissenschaftliche Geschäftsführerin des Liturgiewissenschaftlichen Instituts der VELKD bei der Uni Leipzig.



In wessen Namen segnen wir und wie spricht unser Segen Menschen an? – Einsegnung bei einer Konfirmation
(© Peter Bongard/fundus-medien.de)

Hinsicht wie auch im Hinblick auf die Bedeutsamkeit für die beteiligten Menschen. Wie ist dieser Eingriff zu bewerten?

Ja ..., aber ...

Das beschriebene Anliegen hinter den Segensvariationen halte ich grundsätzlich für legitim und begrüßenswert. Gott ist kein Mann/Gott ist nicht männlich – Bemühungen, die dieser theologischen Einsicht Geltung verschaffen, haben im Raum der Kirche eine hohe Berechtigung.

Freilich lässt sich dagegenhalten: Durch Varianten wie „Gott Mutter“ oder „die Ewige“ werde die binäre Logik gerade fortgeschrieben und das Missverständnis geradezu verstärkt, Gott sei in menschlichen Geschlechterkategorien zu denken. Es könne folglich ausdrücklich nicht darum gehen, „den Herrn“ durch „die Herrin“⁵ zu ersetzen, es müsse vielmehr darum gehen, deutlich zu machen, dass auch der (scheinbar männlich konnotierte) „Herr“ barmherzig und sanftmütig ist, also auch Eigenschaften in sich vereint, die traditionell als weiblich gelten.

Das leuchtet ein. Ein tragfähiges Argument, einseitig an männlich konnotierten Begrifflichkeiten festzuhalten, ist es jedoch nicht. Im Gegenteil: In dieser Logik wäre es ausgesprochen begrüßenswert, wenn für die nächsten Jahre konsequent von „Gott Mutter“ gesprochen würde, die sich den Menschen ebenso „herrlich“ wie barmherzig zuwendet. Dadurch wäre endlich Gelegenheit, pro-

blematische Mutter-Assoziationen im Raum der Kirche aufzuarbeiten, und zugleich würden sich neue Perspektiven auf „Gott Vater“ eröffnen. Eine echte Auseinandersetzung mit einem binären Gottesbild wäre in diesem Fall m.E. garantiert.

Wo Variationen in der Übersetzung des Gottesnamen also grundsätzlich abgelehnt werden, muss m.E. der Verdacht geprüft werden, ob hier ein legitimes Argument (Plädoyer für nicht-binäres Gottesbild) für patriarchal-traditionalistische Anliegen instrumentalisiert wird.

Ich bleibe also dabei: Das Bemühen, ein einseitig männlich konnotiertes Gottesbild zu entkräften, ist legitim und positiv zu bewerten. Welche Konsequenzen ergeben sich daraus für die sprachliche Form des aaronitischen Segens im Gottesdienst? Hier lassen sich poimenische, pastoraltheologische und ekklesiologische Gründe anführen. Um es vorwegzunehmen: Sie liefern gewichtige Gründe *gegen* eine sprachliche Variation des aaronitischen Segens.

Poimenische Argumente

Im Segen wird die Gegenwart Gottes in besonderer Weise zugesprochen. Ob sich Menschen auch tatsächlich gesegnet „fühlen“ und einen Moment besonders in-niger Gottesbeziehung erleben, ist freilich nicht machbar. Aufgaben von Liturginnen und Liturgen ist es, die Möglichkeit hierfür zu schaffen bzw. genauer gesagt: diese von Gott her bestehende Möglichkeit nicht zu stören. Wo der Begriff „Herr“ vermieden wird, geht es (mutmaßlich) darum, eine solche Störung zu vermeiden: Menschen sollen ausgerechnet im Moment des Segens nicht mit einem dominant-männlichen Gottesbild konfrontiert werden.

Allerdings: Auch die entsprechenden sprachlichen Variationen haben ein hohes Potential, Störung zu sein.⁶ Die Störung liegt u.U. allein schon in der schlichten, spontanen Verwirrung: Was hat die Pfarrerin gesagt? Habe ich das jetzt richtig gehört? Eine Störung dürfte aber auch dann vorliegen, wenn Gemeindeglieder die Worte klar und deutlich verstehen und begrifflich sogleich einordnen können.⁷ Auch in diesem Fall bleibt der Moment der kognitiven Ablenkung, denn wie eingangs schon angedeutet: Variationen widersprechen der Hörerwartung, Menschen bleiben gedanklich „hängen“. Das emotionale Angerührt-Sein wird durch die kognitive Ablenkung gerade *nicht* gefördert. Selbst wenn Menschen positiv auf die Segensvarianten reagieren, besteht also eine hohe Wahrscheinlichkeit, dass sich diese positiven Reaktionen auf der Ebene von kognitiver Zustimmung bewegen. Ein positiver seelsorglicher Effekt dürfte sich also in den wenigsten Fällen einstellen.

Ich halte dies für einen wesentlichen Punkt: Damit Menschen nicht ins *Nachdenken* kommen, muss die Sprachform erwartbar und standardisiert sein. Indem die Gottesbeziehung zum Thema wird, wird die Möglichkeit der intensiven Gottesbeziehung fast zwangsläufig gestört und das poimenische Potential des Segens untergraben. In seelsorglicher Hinsicht wird der Gemeinde tendenziell ein Bären dienst erwiesen.

Das Gegenargument scheint naheliegend: Man müsse eben neue Hörgewohnheiten etablieren! – Stimmt! Aber *welche* Hörgewohnheit soll es in Zukunft sein? Welcher neue Begriff soll als neuer Standard etabliert werden? Um wirklich von einer neuen „Gewohnheit“ sprechen zu können, müsste man sich auf eine neue, stets wiederkehrende Variante einigen. Welche wäre das? Und vor allem: Auch mit der neuen Variante würde im Segen allsonntäglich eben kein *diverses* Gottesbild, sondern immer nur eine und immer dieselbe Facette des Gottesnamens abgebildet. Ich spitze zu: Um ein *diverses* Gottesbild sprachlich abzubilden, ist der Segen schlichtweg ungeeignet! Der Versuch, von Sonntag zu Sonntag die Vielfalt der Gottesbilder am Ort des Segens abzubilden, führt zu wiederkehrenden kognitiven Ablenkungen – egal, um welche begrifflichen Varianten es sich handelt und egal, wie gut diese theologisch begründet sein mögen.

Hinzu kommt eine weitere Überlegung: In einem wahrhaft diversen Gottesbild müsste auch die Formulierung „Herr“ ihren legitimen Ort haben.⁸ Wenn es gelingt, flächendeckend ein *diverses* Gottesbild zu etablieren: Warum nicht weiterhin im Namen des „Herrn“ segnen?

Ich halte also fest: Es gibt sehr viele Möglichkeiten und Gelegenheiten, bei denen ein vielfältiges Gottesbild versprochen und zugesprochen werden kann. Das gilt sowohl im Gottesdienst (Predigt, Gebetsanrede u.ä.) als auch darüber hinaus (Gemeindepädagogik usw.). Es gibt sehr viele Orte, an denen diskursiv mit Gottesbildern umgegangen werden kann und soll – der Moment des Segens ist nicht der richtige Moment, um Menschen „ins Nachdenken“ zu bringen, und es ist auch nicht der geeignete Ort, um einem in sich diversen Gottesbild Geltung zu verschaffen. In beiden Fällen wird das potentiell seelsorglich-geistliche Erleben des Segens gestört. Gravierender noch erscheinen mir aber pastoraltheologische Argumente.

Pastoraltheologische Argumente

An der Schnittstelle zwischen pastoraltheologischen Überlegungen und sprachlich-poimenischer Störung liegt die Frage nach der Intention des/der Sprechers/in. Ich bin eingangs davon ausgegangen, dass die Absichten, die sich mit Segensvariationen verbinden, divers und voraussetzungsreich sind. Dadurch ergibt sich weiteres Störungspotential: Was will uns die Pfarrerin damit sagen? Wo hat er denn das nun wieder her? Gedanken wie diese sind m.E. nahezu unvermeidbar – und zugleich fehl am Platz, wenn es um den Segen geht. Die Kommunikationsabsicht müsste der Gemeinde erklärt werden und das wiederum setzt voraus, dass sich Liturginnen und Liturgen ihrer eigenen Intention auch wirklich klar sind. Das ist – wie in sehr vielen Kommunikationssituationen – durchaus nicht selbstverständlich! Warum also wird der Segen variiert? Will ich der Gemeinde die Meinung sagen (die sie sonst vielleicht nicht hören will)? Will ich progressiv sein und einfach mal was Neues ausprobieren? Ist ein nicht-männliches Gottesbild für mich aus persönlichen und theologischen Gründen status confessionis? All diese Anliegen halte

ich für nachvollziehbar und wichtig – am Ort des Segens aber sind sie m.E. fehl am Platz! Oder will ich aus seelsorglichen Gründen denen entgegenkommen, die sich am „Herren“ stören? Ein solches poimenisches Anliegen wäre zwar legitim, ist durch den bisherigen Gedankengang m.E. aber hinlänglich widerlegt.

Die Klärung der eigenen Intention ist im Fall des Segens besonders wichtig, weil der Segen mit einer spezifischen liturgischen Rolle einhergeht. Pfarrer segnen nicht als Privatpersonen, sondern übernehmen priesterlich-vermittelnde Funktion;⁹ stärker noch als bei anderen liturgischen Elementen tritt beim Segen die Person hinter der Rolle zurück. Mit dieser Rolle wiederum ist eine zweifache Macht verbunden, nämlich Deutungs- und Redemacht.¹⁰

Die theologische Deutungsmacht ist bereits angeklungen: Es geht beim Segen nicht um persönliche gute Wünsche, sondern um eine Zusage im Namen Gottes, wie sie biblisch verheißen ist. Gleichzeitig geht die Situation mit einem Redemonopol einher. Eine Gegenrede vonseiten der Gemeinde ist nicht möglich oder würde jedenfalls als erheblicher Regelverstoß wahrgenommen. Wenn nun die Macht der Rolle genutzt wird, um der persönlichen Position Raum zu verschaffen, handelt es sich um eine Form von Machtmissbrauch und damit – jedenfalls in klassisch-binärer Logik – um eine zutiefst patriarchale Verhaltensform. Um noch einmal die Frage nach der Intention aufzugreifen: Es gibt so viele Gelegenheiten, einen weiblichen/queeren Gott zur Sprache zu bringen – warum nutze ich ausgerechnet diejenigen Momente, in denen ich das Sagen habe und mir keiner widersprechen kann?

Menschen haben in der Regel ein feines Sensorium für Beziehungskonstellationen und „wittern“ Schieflagen. Der beschriebene Machtmissbrauch dürfte deshalb für Verstimmungen sorgen, und zwar auch bei solchen Personen, die inhaltlich kein Problem mit der Segensvariante haben. Mit erheblichen Verwerfungen ist zu rechnen, wenn Gemeindeglieder die theologische Position, die mit der Segensvariante zum Ausdruck kommt, nicht teilen und den Machtmissbrauch dadurch umso gravierender empfinden. Je nach Typ sind verschiedene Folgereaktionen zu erwarten: Sofern Menschen über den entsprechenden Mut und die notwendige Sprachfähigkeit verfügen, werden sie u.U. die offene Auseinandersetzung suchen. Menschen, denen der Mut und/oder die Sprachfähigkeit fehlt, haben nur die Möglichkeit zu „flüchten“, sei es indem sie den „neuen“ Segen still erdulden oder den Gottesdienst in Zukunft meiden. Eine positiv-konstruktive Auseinandersetzung mit dem je eigenen Gottesbild dürfte in den wenigsten Fällen angeregt werden. Eher im Gegenteil: Unmut auch bei denen, die die Inhalte teilen, und verhärtete Fronten, die einen offenen Austausch über das theologisch legitime Anliegen von vornherein erschweren.

Ekklesiologische Argumente

Bei den bisherigen Überlegungen habe ich unterstellt, dass Pfarrerrinnen und Pfarrer in Eigenregie agieren und die Gottesdienstgemeinde von der Segensvariation

gleichsam überrumpelt wird. Das ist eine Unterstellung, die sicher nicht in allen Fällen zutrifft.

Es ist ja durchaus denkbar, dass ein umfassender Meinungsbildungsprozess in der Gemeinde vorausgegangen ist. Dabei könnte sich eine neue Standardvariante des Segens etabliert haben, die nun entsprechend umgesetzt wird. Der Segen wird also im Konsens mit der Gemeinde in variiert Form gesprochen, ohne dass es zu einer kognitiven Ablenkung kommt. Ein solcher innergemeindlicher Frieden ist denkbar, hat jedoch negative Implikationen über den Rand der Ortsgemeinde hinaus.

Immerhin vollziehen sich Entscheidungen der Parochie nicht im luftleeren Raum. Gemeinden sind Teil der weltweiten Kirche. Gemeinden, die (in liturgischer oder anderer Hinsicht) dezidiert eigene Wege einschlagen, laufen Gefahr, „in sich selbst verkrümmte Gemeinde“ zu werden.¹¹ Das ist durchaus keine theologische Phrase, sondern hat spürbare Konsequenzen für die Praxis vor Ort: Was ist mit dem traditionellen Kanzeltausch am Zweiten Weihnachtsfeiertag? Wie mag wohl der Nachbarpfarrer segnen? Oder wird ihm im Vorfeld mitgeteilt, er möge sich beim Segen bitte an die Regelung der Ortsgemeinde halten? Was ist, wenn es doch einmal vorkommt und sich ein „Fremdling“ in die vor Ort eingespielte Gottesdienstgemeinde verirrt, der den Konsens vor Ort nicht kennt? Auch hier gilt: Es gibt sehr viele sehr legitime Möglichkeiten, Ortstraditionen zu pflegen und Sonntagsgottesdienste zu variieren! Wenn man den Menschen jedoch auch noch die letzten stabilen Hörgewohnheiten raubt, läuft die kirchliche Selbstdemontage auf Hochtouren!

Fazit

Es ist ausgesprochen begrüßenswert, wenn es gelingt, in der Gemeinde eine Debatte über ein allzu einseitig männlich geprägtes Gottesbild anzustoßen. Dafür gibt es sehr viele Möglichkeiten, und ich sehe durchaus noch Luft nach oben, wenn es darum geht, diese Möglichkeiten zu nutzen.

Gleichzeitig gibt es gewichtige Argumente, den Segen ausdrücklich aus der Debatte auszusparen: Eigenmächtige Variationen der Pfarrperson haben einen erheblichen Beigeschmack und sind m.E. keine legitime Option. Vor allem deuten kommunikationspsychologische Überlegungen darauf hin, dass die (mutmaßlich) positive Intention der Segensvariante in den seltensten Fällen erreicht wird, sondern eher das Gegenteil der Fall ist und Menschen vom Segen abgelenkt werden. Die (wiederkehrende) Störung der Hörgewohnheit ist hier ein wichtiger Aspekt. Der Versuch, jeweils vor Ort neue Hörgewohnheiten zu etablieren, hat wiederum in ekklesiologischer Hinsicht weitreichende negative Konsequenzen, außerdem stellt sich die Frage, welche Begrifflichkeit die neue Standardvariante sein soll und welchen Mehrwert sie (da es sich ja um eine *Standard*variante handelt müsste) für ein diverses Gottesbild hat.

Vor diesem Hintergrund komme ich zu dem Schluss: Der Segen sollte nicht der Stein sein, mit dem die Debatte um das Gottesbild angestoßen wird. Er könnte ei-

nes Tages der finale Schlussstein sein, der fällt, wenn die ganz lange Reihe der Diskussionen und Veränderungsprozesse durchlaufen ist, sich neue Hörgewohnheiten etabliert haben und eine neue (notwendige) Standardvariante des Segens konsensfähig ist.

Das *könnte* der Fall sein – muss aber nicht. Gerade, wenn es gelungen sein wird, flächendeckend ein diverses Gottesbild zu etablieren – würde es wirklich noch stören, wenn im Namen des „Herrn“ gesegnet wird? Das wird sich zeigen müssen.

Allerdings

Es gibt ein gewichtiges Argument, das alle guten Gründe gegen Segensvariationen zumindest teilweise aushebelt: Die Trägheit der Kirchengeschichte und darin die Beharrungskraft der patriarchalen Logik. Wenn Frauen allzeit friedfertig darauf gewartet hätten, dass sich „gute Gründe“ durchsetzen, wäre vielleicht bis heute noch keine einzige Frau ordiniert. Es gibt eine berechnete feministische Ungeduld, und manchmal braucht es Steine des Anstoßes. Ich möchte deshalb zwei Vorschläge machen, wie das Gottesbild am Ort des Segens Thema werden kann und die beschriebenen negativen Implikationen zumindest weitgehend vermieden werden können. Es handelt sich im Folgenden um die seltenen Momente, in denen Moderationen ihre Berechtigung im Gottesdienst haben. Namentlich zwei Varianten sind m.E. denkbar:

- a) Die Sprachform des Segens wird variiert; dies wird jedoch unmittelbar transparent gemacht, sodass die kognitive Ablenkung eingeeht. Im Sinn von: „Wir haben heute davon gehört, dass Gott auch mütterliche Seiten hat. Ich erlaube mir deshalb heute ein Segens-Experiment. Das ist bestimmt für viele ungewohnt, aber vielleicht können Sie es dennoch auf sich wirken lassen ...“
- b) Die Segensworte bleiben unverändert, werden jedoch durch einen Vorspruch so gerahmt, dass ihre nicht-patriarchale Dimension deutlich wird, der „Herr“ wird also in einen ausdrücklich „nicht-herrischen“ Deutungsrahmen gesetzt. Zum Beispiel: „Gott ist wie Vater und Mutter. Gott hat sich in Christus offenbart und heiligt unser Leben durch die heilige Geistkraft. So geht hin unter dem Segen Gottes: Der Herr segne ...“ ■

Literatur

- Deeg, Alexander/Plüss, David:** Liturgik (Lehrbuch Praktische Theologie Series 5), Gütersloh, München 2021
- Kabel, Thomas:** Handbuch liturgische Präsenz. Zur praktischen Inszenierung des Gottesdienstes. Bd. 1, Gütersloh 2002
- UEK/VELKD (Hg.):** Evangelisches Gottesdienstbuch. Agende, Leipzig/Bielefeld 2020
- Nicol, Martin:** Weg im Geheimnis. Plädoyer für den Evangelischen Gottesdienst, Göttingen ³2011
- Pohl-Patalong, Uta:** Gottesdienst erleben. Empirische Einsichten zum evangelischen Gottesdienst, Stuttgart 2011
- Bieritz, Karl-Heinz/Schmidt-Lauber, Hans-Christoph (Hg.):** Handbuch der Liturgik. Liturgiewissenschaft in Theologie und Praxis der Kirche, Göttingen ²1995

Anmerkungen

1 Die folgenden Überlegungen lassen sich vermutlich über weite Strecken auch auf andere, geprägte Elemente der Liturgie übertragen. Das wäre jeweils entsprechend durchzubuchstabieren.

2 Vgl. z.B. Pohl-Patalong, 2016 und Kabel, 150.

3 Schmidt-Lauber/Bieritz, 713.

4 Im Evangelischen Gottesdienstbuch wird er in beiden Grundformen als Standardvariante vorgeschlagen, vgl. EGB, 87.149.

5 Eine Variante, die mir bisher noch nicht begegnet ist – was ich wiederum bemerkenswert finde. Es wäre zu untersuchen, wie sich innerhalb der sprachlichen Variationen ganz eigene Stereotypen abzeichnen.

6 U.U. liegt das „Stören“ sogar in der Absicht der segnenden Person, vgl. hierzu „Pastoraltheologische Argumente“.

7 Das dürfte durchaus nicht bei allen Sprachvariationen der Fall sein. Um beispielsweise den Begriff „Adonaj“ spontan korrekt einordnen zu können, braucht es schon eine relativ hohe theologische Kompetenz.

8 Nämlich allein schon Korrektiv „zu allen Machtdemonstrationen der Welt [...]“. Die Bibel in ihrer Vielfalt ermutigt durchaus zu freundlicheren Varianten [der Gottesanrede]. Aber dort, wo es um die Macht geht, brauchen wir den ‚Herrn‘ der Kirche“. Nicol, 214.

9 Vgl. Kabel, 151.

10 Wenn Liturginnen und Liturgen den Segen nicht zusprechen, sondern sich gemeinsam mit der Gemeinde unter den Segen Gottes stellen („der Herr segne *uns* und behüte *uns* ...“), kann dies ein Versuch sein, die besagte Machtposition zu umgehen. Diese Segensvariante hat wiederum ihr eigenes Für und Wider – und ist deshalb ein Thema für sich, vgl. z.B. Bieritz/Schmidt-Lauber, 713.

11 Deeg und Plüss verweisen darauf, dass verbindliche liturgische Formen „Einzelne und Gemeinden vor der Gefahr des parochialen und konfessionalistischen Provinzialismus“ (Deeg/Plüss, 479) schützen – den es freilich in der Stadt ebenso geben kann wie in der Provinz.

SOLIDARITÄT DER BEGNADIGTEN

Thesen zu kirchlichem Bildungshandeln aus dem Menschenbild der Reformation

Klaus Beckmann

Gerade unter den in der Praxis oft schwierigen Rahmenbedingungen einer rückläufigen Kirchlichkeit ist kirchliches Bildungshandeln gefordert, das Außergewöhnliche und Provokante der christlichen Botschaft wahrnehmbar zu machen und innerhalb von Schule und Gesellschaft kritisch und herausfordernd erkennbar zu sein. Insbesondere das in der Reformation betonte Verständnis des Menschen als simul iustus et peccator kann, wo es deutlich und auch konfrontativ vertreten wird, sowohl seelsorglich als auch gesellschaftsdiakonisch ein großes Potential entfalten, meint Klaus Beckmann. Dann gilt es aber auch die Abständigkeit der reformatorischen Anthropologie zu aktuellen Konzepten der Selbstverwirklichung und Optimierung offensiv zu kommunizieren.*

1. *Alle sind Sünder und ermangeln des Ruhmes, den sie bei Gott haben sollten, und werden ohne Verdienst gerecht aus seiner Gnade.* (Römer 3,23f)

1.1 Fehlbarkeit, Scheitern und Leben im Fragmentarischen ist keine Infragestellung der Humanität, sondern deren Ausdruck: Tier und Maschine verfehlen sich nicht, während der Mensch irrt, „so lang er strebt“¹. Gerechtigkeit ist eine von Gott zugesprochene und im Glauben befreiend erfahrene, nicht eine vom Menschen selbst aufgewiesene Qualität.

1.2 Dies schließt die Absage an eine „Tyrannei des gelingenden Lebens“ ein.² Einzig Gottes gnädiges Hinschauen lässt ein Menschenleben heil und umfassend

gut sein. Der Glaube an den biblischen Gott hält Abstand zu allen Konzepten menschlicher „Optimierung“; er akzeptiert Unvollkommenheit und Hilfsbedürftigkeit („... hilf meinem Unglauben!“³).

1.3 Der Gott, von dem die Bibel erzählt, ist „gut für allen Schaden“ (Paul Gerhardt)⁴; als die Liebe selbst erträgt, vertraut, hofft und duldet er in allem.⁵ Unterhalb dieses Anspruchs bescheidet sich das Evangelium nicht.

1.4 Das Angewiesensein auf Nachsicht appelliert an mitmenschliche Solidarität.

1.5 Die Grundlegung in diesem biblisch geprägten Menschenbild ist das Spezifikum eines christlich bzw. evangelisch zu nennenden Bildungsbegriffs, der nicht intellektualistisch engführt, sondern die orientierende, tröstende und ermutigende Dimension von Bildung betont.⁶

2. Maß und Tiefe in Zuspruch und Anspruch

2.1 Um mitzuvollziehen, was es bedeutet, dass Jesus in seiner Zeit „Zöllnern und Huren“ menschlich verbunden war (Mt. 21,31 u.ö.), sind an deren Stelle heutige Verkörperungen des moralisch Unentschuldbaren einzutragen (Neonazis, Waffenschieber, Islamisten, Sexualstraftäter usw.).⁷ Keine menschliche Schuld kann größer sein als Gnade und Beziehungswille des Gottes Israels; dies ist im Glauben ohne moralisierende Ein- oder Ausgrenzung festzuhalten – birgt gesellschaftlich jedoch ein hohes Provokationspotential.

2.2 Menschen dürfen dankbar sein für Gutes, das sie von Mitmenschen erfahren, sie können es jedoch nicht als „Dauerleistung“ abfordern. Tief in Schuld Verstrickte haben Gutes tun können. Liebe und Solidarität unter Sterblichen kann Gleichnisse der ewigen Liebe Gottes hervorbringen, selbst aber nicht ewig und grenzenlos sein.

2.3 Glaubende, die sich als durch Gott von eigenem Verfehlen freigesprochen erfahren und so eigenem Urteilen enthoben sind,⁸ werden sich immer selbst an die Stelle eines Schuldigen denken und im konkret schuldig gewordenen Menschen nicht das Monster, sondern den der Gnade bedürftenden Mitmenschen sehen.⁹

3. Alle Menschen sind Gott-unmittelbar und Gott-ungleich

3.1 Wie schlimm es um den Menschen steht, wird erst dort erkannt, wo dem Menschen geholfen ist: im Kreuz Jesu.

3.2 Jede Beurteilung des Menschen abseits des Kreuzes Jesu ist zugleich verharmlosend wie auch in der Gefahr moralisierender Überforderung.¹⁰

3.3 Das Menschenbild im Gefolge von Bibel und Reformation lässt sich als *getröstet-pessimistisch* charakterisieren; beide Dimensionen sind total („simul iustus et peccator“ ist nicht teils-teils zu verstehen, sondern als Unterscheidung der Perspektiven: von Gottes Gnade her – vom eigenen Vermögen des Menschen her).

3.4 Die Gottebenbildlichkeit (Würde) des Menschen ist nicht verlierbar, da auch nicht verdienbar.¹¹

3.5 In der biblischen Erzählung durchläuft Gott selbst eine „Bildungsbiografie“: Nach der Sintflut soll es fortan keine Total-Zerstörung mehr geben (Gen. 8,21f); Gott lässt Schuldige in seine Nähe und überträgt ihnen Verantwortung für das Gottesvolk.¹² Am Ziel dieses Weges wird er zum von Menschen misshandelten „gekreuzigten Gott“, zur Verkörperung grenzenloser Solidarität

Pfarrer Dr. Klaus Beckmann, Jahrgang 1967, Gemeindepfarrer, ab 2011 Militärseelsorger, ab 2017 Persönlicher Referent des Militärbischofs der EKD, seit 2020 Pfarrer im Schuldienst, seit 2024 zusätzlich Gefängnisseelsorger (Stellenanteil 25 Prozent).

mit der in Sünde gefallenen, sich überhebenden Schöpfung.

3.6 Der biblische Gott, der sich selbst als Befreier aus der Sklaverei definiert (Ex. 20,2), wacht darüber, dass Menschen nicht der Verführung des Unfreien erliegen, sondern den Ruf der Freiheit ethisch umsetzen (vgl. in diesem Sinne Gal. 5,1).¹³

4. Crede firmiter et pecca fortiter

4.1 Im Horizont des Evangeliums kann eine *getroste* Sünderexistenz gelebt werden.

4.2 Menschliches Handeln kann, grundsätzlich betrachtet, gar nichts anderes sein als Sündigen, es ist niemals frei von Boshaftigkeit (Gen. 8,21) und Lüge (Röm. 3,4). Dadurch aber wird es vor Gott nicht wertlos und verfällt nicht der moralischen Verdammung.

4.3 Einzig die Gewissheit, durch fehlerbehaftetes Tun die Gnade Gottes nicht final zu verlieren, schenkt Freiheit zu mutigem, risikobereitem Handeln.

4.4 Der „Himmel“ muss und kann nicht verdient werden; die geschenkte Zueignung der Seligkeit im Glauben setzt sich in Nächstenliebe um, freilich immer nur fragmentarisch.

4.5 Das Urteil der Mitmenschen rettet nicht und verdirbt nicht endgültig.

5. Arbeit und „Lebenssinn“

5.1 Menschen sind damit beauftragt, in der ihnen gegebenen Arbeitszeit ihre Werke zu tun (Ex. 20,9). Individuelle Begabungen zu entwickeln und für die Gemeinschaft nützlich werden zu lassen, steht besonders im Fokus der Reformation.

5.2 Jedoch ist dem Menschen regelmäßig Ruhe aufgetragen (Ex. 20,10), und in seinem Leben haben das Produktive und das Destruktive gleichermaßen ihre legitimen Zeiten (Pred. 3,1-8). Eine „gute Gabe Gottes“ ist der erträgliche Mitmensch, nicht der sich selbst Optimierende (Pred. 3,12f).

6. Ziele evangelischer Bildungsarbeit

6.1 Erstes Ziel: Grundvertrauen in die Liebe Gottes; mag es unsererseits „der Sünden viel“ geben, „bei Gott ist viel mehr Gnade“ (Martin Luther, EG 299,5).

6.2 Darin konstitutiv eingeschlossen: Akzeptanz der eigenen Fehlbarkeit und der Fehler anderer Menschen im Sinne der Solidarität der Begnadigten und Getrösteten.

6.3 Dies widerspricht jeder Optimierungsideologie, begründet jedoch Zutrauen in die begrenzte, durch Gottes Zuwendung gewährte Kraft zu Lebensgestaltung und Verantwortung.¹⁴

6.4 Bildung zielt darauf, im Rahmen menschlicher Fehlbarkeit eigenverantwortlich in der Welt zu leben und teilzuhaben; sie stellt dafür Verfügungs- und Orientierungswissen bereit. Als handelnd Reflektierende sollen Menschen einüben, auf Gott zu vertrauen – nicht, sich blind zu unterwerfen, wodurch jede Verantwortung negiert würde.

6.5 Dem biblischen Verständnis des Menschen entspricht weniger ein „Gehorsam“ gegen Gott als vielmehr eine *verantwortete Partnerschaft* des Menschen gegenüber dem Schöpfer. Gott setzt seinen Schöpferstolz darein, ein Wesen ins Dasein zu rufen, das eigenverantwortlich handelt, auch unter dem Risiko des Scheiterns und Schuldigwerdens (vgl. das Gleichnis von den anvertrauten Talenten, Mt. 25,14-30). Gottes Liebe wird in verantwortlichem Handeln entsprochen, das stets riskiert, Fehler zu begehen.¹⁵

6.6 Reformatorisch geprägte Bildung vermittelt den Unterschied zwischen Person und Tat (Leistung) und ermutigt, diesen auf das Selbstbild anzuwenden.

6.7 Vom reformatorischen Verständnis des Menschen her wird jeder Mensch dazu herausgefordert, sich selbst als verantwortlich denkend, empfindend und handelnd anzunehmen, Teilhabe an gesellschaftlichen Prozessen leisten zu wollen und im Miteinander die Grundfreiheit des Individuums achten und schätzen zu lernen, auch in Spannung zu religiösen, kulturellen oder familiären Traditionen.

6.8 In evangelischem Unterricht findet keine „Abrichtung“ statt; Konfessionalität konstituiert sich maßgeblich in der Bereitschaft der Unterrichtenden, das eigene Bekenntnis als „Reibungsfläche“ anzubieten und so – in respektvoller Konfrontation mit dem Anderen – zur Reflexion persönlicher Religiosität anzuregen und das Aushalten von Unterschieden einzüben.¹⁶

6.9 Lernende sollen die ideologiekritische Dimension des Bekenntnisses zu dem gnädigen Gott erkennen und auf die eigene Existenz in unterschiedlichen Dimensionen anwenden.

6.10 Ebenso sollen die Lernenden gesellschaftliche Konsequenzen eines von Erbarmen und Akzeptanz geprägten Menschenbildes vertreten und davon ausgehend zu ethischen Problemen Stellung nehmen können.

6.11 Im Horizont der „Digitalisierung“ aller gesellschaftlichen Bereiche hat evangelische Bildung die Aufgabe, das – emotional, kognitiv, spirituell und handlungsbezogen – nicht-binäre Wesen des Menschen, seine Sperrigkeit gegen jedes Ja-Nein-Schema, festzuhalten und ideologiekritisch zu vermitteln.

7. Erzieherisch handeln im Vertrauen auf das Evangelium

7.1 Pädagogisches Handeln kann – auch und gerade im kirchlichen Kontext – die Verheißung des Evangeliums nicht aus eigenem Vermögen erfüllen. Pädagogik bleibt in ihrem Planen und Wirken fehlbar und fragmentarisch; stets bleibt sie auf bewertende, strafende und im Extremfall ausschließende Elemente angewiesen. Diese Spannung zum theologischen Verkündigungsauftrag der Kirche ist für alle Weltzeit unauflösbar; sie muss offen kommuniziert werden.

7.2 Was kirchlich beauftragte Lehrkräfte im Religionsunterricht vermitteln sollen/wollen, ist im Kern *veritas aliena*, eine Botschaft also, die der Kirche anvertraut, doch nicht in ihrem Eigentum befindlich ist und deren Akzeptanz sich allein in eigener Vollmacht – theolo-

gisch gesprochen: in der Kraft des Heiligen Geistes – durchsetzt.¹⁷

7.3 Erziehende sollen sich selbst fehlertolerant im Licht der göttlichen Gnade sehen lernen (Absage an die „Tyrannei der gelingenden Schulstunde“).

7.4 Im Horizont der Rechtfertigungslehre soll Problembewusstsein gegenüber dem „Rechthaben des Menschen gegen den Menschen“ ausgeprägt werden. In diesem Zusammenhang ist jeder Mensch als vor Gott prinzipiell „richtiges“ Unikat zu respektieren; Erziehen heißt niemals Klonen!

7.5 Gestörte und scheiternde pädagogische Beziehungen erinnern an die Erlösungsbedürftigkeit der Welt und halten den Bildenden die Unverfügbarkeit der göttlichen Gnade vor Augen.

8. Systemkritik aus Solidarität

8.1 Menschen, die im System Schule Verantwortung tragen, verdienen dafür besonderen Respekt und Unterstützung, gerade in ihrer ökonomisch bedrängten, überzückten Erwartungen ausgesetzten und oft überbürokratisierten Situation. Der entscheidende Moment kirchlicher Solidarität mit der Schule liegt im Erinnern des biblisch-reformatorischen Menschenbildes.

8.2 Einem systemimmanenten Hang der Schule zu praktischer Dummheit ist der Kampf anzusagen: Menschen dürfen weder Standardisierungen unterworfen werden noch sind sie als Neutra zu betrachten; dies gilt gleichermaßen für Lernende und Lehrende. Das präzisierte Trugbild einer „objektiven“ oder umfassend „gerechten“ Leistungsbewertung ist zu dekonstruieren. Ebenso muss die Schimäre einer absoluten Lehrplan-Orientierung widerstanden werden, der Persönlichkeit der lehrenden und lernenden Menschen zuliebe. Der Heilige Geist ist intimster Freund des gesunden Menschenverstandes und lässt einsehen, dass alles pädagogische Geschehen subjektiv-fragmentarisch und individuell geprägt sowie auf Spontaneität angelegt ist.¹⁸

8.3 Kritik ist aus rechtfertigungstheologischer Sicht angebracht an Wucherungen von Bürokratie und Digitalisierung im Bildungssektor, durch die pädagogische Freiheit und Verantwortung bedroht sind. „Sachzwänge“ und Anpassungsdruck, wie sie prinzipiell seit Langem bestehen, aber durch die Digitalisierung verstärkt werden, sind im Horizont eines rechtfertigungstheologischen Menschenbildes kritisch zu erkennen; jeder Mensch gilt in seiner Eigenart als „richtig“. Standardisierte Abläufe sollen die Praxis erleichtern, nicht Menschen versklaven – darin finden sie ihr Maß und ihre Grenze. Die pädagogische Beziehung muss weitestmöglich gegen bürokratische Bevormundung geschützt werden.

8.4 Die in vielfältigen Bildungsprozessen seit früher Kindheit angeeignete Courage entscheidet im Zweifelsfall darüber, wie kritisch oder wie angepasst ein Mensch unter autoritären Bedingungen agiert. Um gesunde Konfliktbereitschaft zu bilden, muss daher jeder Einzelne den Mut fassen können, eigene Sicht- und Verhaltensweisen angstfrei zu entwickeln.

8.5 Die Denkungsart ist dabei prinzipiell wichtiger als der Inhalt politischer Urteile.¹⁹ Ziel von Bildungshandeln darf folglich niemals eine kollektive „Abrichtung“ zu bestimmten Ansichten sein. Vielmehr muss die Bereitschaft, sich auch kontrovers einzubringen, unterstützt werden.

9. Enttäuschungen vorhersehen und Macht begrenzen

9.1 Biblisch und reformatorisch orientiert zu leben, heißt nicht, „gut“ zu sein, sondern Vertrauen erworben zu haben auf den, der die Hilfe ist.

9.2 Auch der nächste und bekannteste Mitmensch ist als doppelgesichtig (*iustus et peccator*) zu akzeptieren. Wo eine Beziehung zerrüttet ist, darf anerkannt werden, dass sich Menschen einmal im Guten nahe waren und hilfreich Zeit miteinander teilen konnten.

9.3 Wer leitet und Verantwortung trägt, hat Anspruch auf Solidarität, nicht aber auf unbedingten Gehorsam.²⁰

9.4 Evangelisches Bildungshandeln berücksichtigt die „kannibalistische“ Schattenseite der menschlichen Selbstermächtigung (Autonomie). Selbstbestimmung ist geprägt von den „Paradoxien moderner Individualität“; sie markiert einerseits einen Freiheitsgewinn, läuft aber zugleich Gefahr, selbstschädigend die Würde der Person anzugreifen.²¹ Aus Rücksicht auf die Schutzbedürftigkeit der Menschenwürde muss Selbstbestimmung hinterfragt und diszipliniert werden; dabei setzt der reformatorische Ansatz der *iustificatio sola gratia* das verbindliche Maß.²² Die Anerkennung eines Menschen ist niemals „gerechtes“ Produkt seiner eigenen Leistung.

9.5 Lediglich selbstzweckliche Hierarchien im Bildungswesen sind im Namen der Gleichberechtigung der Getauften in der Gemeinde zu kritisieren; sie müssen auf das funktional erforderliche und praktisch bekömmli-

che Maß reduziert werden. Das verbreitete furchtsame Empfinden eines Nicht-Sagen-Sollens widerlegt real jeden gesellschaftlichen Bildungsanspruch.

9.6 Lehrende, die zur Freiheit erziehen sollen, müssen selbst strukturell Freiheit erfahren (freilich auch den Mut aufbringen, Freiheit zu riskieren!)

10. Botschaft und kirchliche Gemeinschaft

10.1 Die christliche Gemeinschaft ist nicht eine ideale und reine Gemeinschaft, sondern Versammlung gerechtfertigter Sünder („Heilige“ im Sinne des Glaubensbekenntnisses sind durch Gott gnädig *Geheiligte*). Ihr primärer Auftrag ist, Trost, Vertrauen und Ermutigung zu stiften. So wird im Namen des Evangeliums Humanität gestärkt.

10.2 In der Kirche leitend zu handeln, bedeutet und verlangt, den Glauben an die eigene Rechtfertigung *sola gratia* vorzuleben (gegen die Tyrannei der „Gedeihlichkeit“).

10.3 Nicht eine höhere Moral bestimmt die Gemeinde Christi im Vergleich zur „Welt“, sondern das Vertrauen auf die versöhnende Gnade Gottes. Dies schließt moralische Selbstkritik der Gemeinde ein.

10.4 Kirchliches Bildungshandeln versteht sich von daher als einen Beitrag zur Vermenschlichung des Menschen und seiner Welt. Es bejaht Eigenverantwortung und Teilhabe, gesteht dem Menschen aber seine Fragmentshaftigkeit und Widersprüchlichkeit zu.

10.5 Gerade in seinem Verständnis des Menschen als gerechtfertigtem Sünder verkörpert christliches Bildungshandeln eine Zuversicht für jeden einzelnen Menschen, die über die Ziele von Selbstverwirklichung und Optimierung unendlich hinausreicht. ■

Anmerkungen

* Im Kern geht das Thesenpapier auf einen Impulsvortrag zurück, der auf dem Einkehrtag der Subkommende Saar/Mosel des Johanniterordens am 19.11.2022 in Bernkastel-Kues gehalten wurde. Nach meinem Wechsel auf eine kombinierte Stelle in Schuldienst und Gefängnissozialarbeit habe ich den Beitrag aktualisiert.

1 Goethe, *Faust I*, Prolog im Himmel.

2 So im Anschluss an den Praktischen Theologen Henning Luther (1947-1991): Kristian Fechtner, *Leben als Fragment? Gegen den Zwang zur Vollkommenheit*. Vortrag im Rahmen der Reihe „frag-würdig“ in der Wasserkirche Zürich am 6. Oktober 2015; <https://www.paulusakademie.ch/wp-content/uploads/2015/10/Identit%C3%A4t-und-Fragment-Vortrag-Kristian-Fechtner.pdf>.

3 Mk. 9,24.

4 „Mein Augen stehn verdrossen, im Nu sind sie geschlossen. Wo bleibt dann Leib und Seele? Nimm sie zu deinen Gnaden, sei gut für allen Schaden, du Aug und Wächter Israel.“ (EG 477,7)

5 Vgl. 1. Joh. 4,16; 1. Kor. 13,7.

6 Vgl. Emil Brunner, *Christentum und Kultur*, Zürich 1979, 230.

7 Vgl. Notger Slenczka, *Auch am Täter orientiert*, in: *Zeitzeichen*, Mai 2022, 12-14, hier: 14.

8 Vgl. 1. Joh. 3,19f.

9 Dazu: Klaus Beckmann, *Dienstweg – kein Durchgang? Als Pfarrer und Staatsbürger in der Bundeswehr*. Eine Erinnerungs- und Streitschrift, Berlin 2022, 239f, sowie: ders., *Vom moralischen Hochsitz aus*. *Cancel Culture* und evangelisches Menschenbild, in: *DPfBI* 124 (2024), 384-389.

10 *Ultra posse nemo obligatur*: Dieser aus der römischen Antike stammende Rechtsgrundsatz bewährt gegenüber jedem Moralismus seine Weisheit.

11 Gen. 1,26f verortet die Gottebenbildlichkeit allein im göttlichen Zuspruch, in keiner Eigenschaft des Menschen (zu nennen wären: aufrechter Gang, Moralität, Sprache usw.).

12 Siehe als Extrembeispiel: König David, den multikriminellen National- und Glaubenshelden. Dazu Beckmann, *Dienstweg*, a.a.O., 148-152.

13 Dazu: Klaus Beckmann, *Die Zumutung der Freiheit*. Predigt über 2. Mose 21,2-6 im Universitäts-gottesdienst in Kaiserslautern am 21. Mai 2006, in: *Kaiserslauterer Universitätspredigten 2003-2006*, hg. vom Fachbereich Sozialwissenschaften der Technischen Universität, Kaiserslautern 2007, 80-87.

14 Die Demutsformel „So wahr mir Gott helfe!“ fasst den ethischen Impetus des Glaubens zusammen. Der Schweizer Theologe Adrian M. Berger hat die evangelische Predigt treffend als Einladung an den Menschen charakterisiert, sich so von Gottes Liebe gehalten sein zu lassen, dass ihm zur Wahrheit wird, „was er alleine und aus sich heraus nicht zuzugeben vermöchte, dass er seiner selbst nicht mächtig ist, dass er [...] der Gefangene seiner selbst ist, dem die Befreiung von außen notwendig ist.“ Dagegen verschaffe der auf „Selbstverwirklichung“ zielende und daher von vornherein fehlgehende Appell „Ändere dein Leben!“ lediglich dem Redner ein moralisches Überlegenheitsgefühl. Vgl. Berger, *Eine zersägte Kanzel reicht nicht*, in: *Zeitzei-*

chen, März 2023, S. 58; dazu auch Beckmann, Dienstweg, a.a.O., 55-59.

15 So Dietrich Bonhoeffer in seinem Glaubensbekenntnis von 1944: „Ich glaube, dass auch unsere Fehler und Irrtümer nicht vergeblich sind und dass es Gott nicht schwerer ist, mit ihnen fertig zu werden als mit unseren vermeintlichen Guttaten. Ich glaube, dass Gott kein zeitloses Fatum ist, sondern dass er auf aufrichtige Gebete und verantwortliche Taten wartet und antwortet.“

16 Vor der Vermittlung von „Werten“ steht die *Kontingenzbewältigung*: Unplanbare Erfahrungen – Tod, Trennung und Verlust, Krankheit, Unfall, Scheitern und Schuld, aber auch „glückliche Zufälle“ – sollen als essenzielle Bestandteile der eigenen Biografie und als Ausdruck der Teilhabe am Lebenszusam-

menhang in das Selbstbild integriert werden können.

17 Vgl. Hinrich Stoevesandt, Wehrlose Wahrheit. Die Christus bekennende Kirche inmitten der Vielfalt der Religionen, in: ZThK 2004, 204-225, hier: 224.

18 Vgl. Karl Barth, Fragment zu KD IV, 4, Zürich 1967, 31.

19 So Karl Jaspers in seinem Gutachten zur Entnazifizierung Martin Heideggers (vgl. Hugo Ott, Martin Heidegger. Unterwegs zu seiner Biografie, Frankfurt/M. 1992, 316).

20 In seiner Kriegeleutenschrift von 1526 führt Martin Luther aus, dass jeder Einzelne zum Wohl der Gemeinschaft soziale Konflikte riskieren soll. Alle Menschen stehen dem liebenden und fordernden Gott unmittelbar gegenüber; Stellungen- und Macht-

unterschiede zwischen Menschen relativieren sich. In der Konsequenz wird der Landesherr zum „Nächsten“, dem erst einmal mit Liebe begegnet und „das Beste“ zugetraut werden soll – dem jedoch nicht unbedingt gehorcht werden darf, wo er offenkundig Unrecht tut. Aus der unberührbaren Autorität schält sich mit der Anrede des Evangeliums ein fehlbarer Mitmensch heraus. Vgl. Martin Luther, Ob Kriegeleute auch in seligem Stande sein können, Delitzsch 2014, 69f; s. dazu: Beckmann, Dienstweg, a.a.O., 92-95.

21 Vgl. Isolde Karle, Praktische Theologie. Studienausgabe, Leipzig 2023, 37-40.

22 Größter Eingriff in die Autonomie junger Menschen ist die Schulpflicht! Diese kann zugleich maßgeblich ein relativ autonomes und würdevolles Leben garantieren.

WEINEN MIT DEN WEINENDEN

Dimensionen und Abgründe der Trauerarbeit bei Karl Barth und Paul Althaus

Roland Mettenbrink

Zwei wirkmächtige Theologen des 20. Jahrhunderts, Karl Barth und Paul Althaus, haben das besondere Schicksal erlebt, dass einer ihrer Söhne im jungen Alter verstarb. Wie sind sie in ihren Predigten mit dem Sterben ihrer Söhne umgegangen? Dieser Frage geht Roland Mettenbrink hier nach und fragt vor der Negativfolie von Barth und Althaus danach, wie christliche Trauerbegleitung sich trostgebend gestalten kann.

Eine biographische Notiz

Ein halbes Jahr vor meinem Abitur starb mein Vater an einem Lungenkarzinom im Alter von 54 Jahren. Dem voraus ging ein langes Krankenlager. Wenn ich meine damalige Situation Anfang der 1980er Jahre im Rückblick betrachte, dann hatte ich diesbezüglich damals so gut wie keine Begegnungen mit echter Nähe. Von der

Pfarrer Dr. Roland Mettenbrink, Jahrgang 1962, Pfarrer in Pr. Ströhen und Rahden (EKvW), Studium der Evang. Theologie in Münster, Heidelberg und Bethel, Promotion bei Christian Grethlein, seit 2019 Lehrbeauftragter für Prakt. Theologie an der Uni Münster.

Schule und den Lehrern wurde ich nicht auf den Tod meines Vaters angesprochen. Kirchliche Seelsorge habe ich nicht persönlich und von Nähe geprägt erlebt, nicht so, dass sie mich wirklich getröstet hätte.

Der Tod meines Vaters und die Trauer darüber haben allerdings mit dazu beigetragen, dass ich Theologie studiert habe. Das Proseminar zur Systematischen Theologie, das ich in den ersten Semestern belegte, handelte über die eschatologischen Entwürfe von Paul Althaus, Karl Barth, Emil Brunner, Rudolf Bultmann und Jürgen Moltmann.

In meinem Pfarramt halte ich nun seit über 30 Jahren pro Woche im Schnitt ein bis zwei Trauerfeiern. Den Umgang mit Tod und Trauer erachte ich für den „Lackmustest“ des christlichen Glaubens. Zwei Theologen, Karl Barth und Paul Althaus, die im konfessionellen Kontext im 20. Jh. die herausragenden Repräsentanten jeweils von reformierter und lutherischer Theologie wa-

ren und Theologengenerationen (auch nach der anthropologischen Wende in der evangelischen Theologie) prägten, haben das besondere Trauerschicksal erlebt, dass einer ihrer Söhne im jungen Alter verstarb. Wie sind diese beiden Theologen in ihren Predigten mit dem Sterben ihrer Söhne umgegangen? Dem möchte ich in diesem Aufsatz nachgehen und schließlich danach fragen, wie christliche Trauerbegleitung, Trauerpredigten darin eingeschlossen, sich tröstend gestalten kann.

„Er ist nun drüben, und wir sind noch hier“

Jesus Christus sei es, „der in seinem bitteren Tod am Kreuz und in seiner glorreichen Auferstehung von den Toten diese Beiden, das Jetzt und das Dann, so zusammengebunden hat, daß schon jetzt kein Spiegel und kein dunkles Wort ist, hinter dem nicht stünde die Klarheit des Schauens von Angesicht zu Angesicht“⁴⁵. „Das ist die Gnade unseres Herrn Jesus Christus, dass wir uns an ihn halten und mit ihm an der Grenze stehen dürfen, wo das

Jetzt und das Dann sich berühren, dass wir an dieser Grenze glauben, lieben und hoffen dürfen.“⁴⁶ Matthias stehe jetzt an dieser Grenze. „Er ist nun drüben, und wir sind noch hier.“⁴⁷

Karl Barth bringt ihn in seiner Charakterisierung in die Nähe eines Träumers: „Es war Alles in der Realität immer ein wenig anders als in seinen Gedanken und Absichten. Er hat wohl bei dem ganzen geweckten Verstand, der ihm eigen war, im Grunde nicht aufgehört, einen Kindertraum zu träumen. Er hat wohl überhaupt erst experimentiert mit der Außenwelt und ihren Aufgaben, mit den Menschen, mit seinen eigenen Kräften und Möglichkei-

ten.“⁴⁸ So sei er auch an das Studium der Theologie herangegangen. Nun aber gelte für ihn bereits das „Dann“ „jenseits des Spiegels“⁴⁹.

„Er weiß es nun ‚in Jesu Arm und Schoß‘ wirklich besser als sein Vater und seine Brüder. Hat er vielleicht wie Joseph schon hier mehr von der echten Realität des Lebens geträumt [vgl. Gen. 37,6ff], als er es selbst wusste? Hat er vielleicht weithin recht gehabt, wo wir ihn für einen ‚reinen Toren‘ hielten?“⁴¹⁰ Matthias’ Augen seien nun von lauter Herrlichkeit erfüllt. „Und wir wollen uns mit ihm freuen, wir wollen es ihm gönnen, daß er dann, daß er dort so ganz anders sehen darf“⁴¹¹. „Nun ist ja unser Matthias gewiß auch selber, in seinem Tun und Gehaben für uns andere nicht selten ein Spiegel und ein dunkles Wort gewesen nicht eben durchsichtig in dem, was er nun eigentlich wollte, ...“⁴¹².

„Wanderer aus der Ferne und in die Ferne“

Matthias habe einmal bei einer häuslichen Aufführung einen „Wanderer“ gespielt: „Als einen solchen Wanderer aus der Ferne und in die Ferne haben gerade wir, die ihn gut kannten, aber sicher auch Andere ihn kommen und nun wieder gehen gesehen.“⁴¹³ „Ich denke nicht, daß ihn irgend jemand so kannte, daß er jetzt sagen könnte, daß er ihn ganz verstanden habe.“⁴¹⁴

Matthias habe selbst über sich gesagt, er habe „eben noch gar keine Lebenserfahrung“.⁴¹⁵ „Er durfte sein Jetzt abschließen, wie er es begonnen hatte, er durfte der Wanderer sein und bleiben, der er immer gewesen ist. Aber eben weil dieses Jetzt so abgeschlossen hinter ihm liegt, weil das große Dann aber! nun auf einmal in sein Leben getreten ist, brauchen wir uns durch alles Befremdliche seines Lebens nicht mehr befremden zu lassen.“⁴¹⁶

Wo spricht Althaus von seiner eigenen Trauer über den Tod seines Sohnes?

Die Trauer scheint, ähnlich wie bei Barth, weggepredigt.

Karl Barths Traueransprache für seinen verstorbenen Sohn im jungen Alter

Karl Barths Sohn Matthias verunglückte auf einer Bergwanderung im Berner Oberland. Er lebte noch schwerstverletzt einen Tag, bevor er starb. Matthias, viertes Kind der Familie, war gerade einmal 20 Jahre alt und studierte im ersten Semester Evang. Theologie.¹ Die Trauerfeier für seinen Sohn hielt Karl Barth selbst in Bubendorf (Baselland), wo sein Sohn Markus Pfarrer war, am 25.6.1941.

Karl Barth beginnt mit einem Gebet, in dem er ausführt, dass wir im Leben und Sterben nicht uns selbst helfen, sondern die Hilfe bei Christus suchen sollten. Hier folgt er dem Heidelberger Katechismus Frage 1: Dass ich mit Leib und Seele im Leben und im Sterben nicht mir, sondern meinem getreuen Heiland Jesus Christus gehöre.

„Wir danken dir für das Gebot, durch das du uns zu dir ruft in Jesus Christus, deinem Sohne. Und so suchen wir, Herr, dein Antlitz in dieser Stunde des Abschiedes von dem, den du in deiner unergründlichen Liebe zu dir genommen hast.“²

Karl Barth wählt als Text für die Traueransprache 1. Kor. 13,12: „Wir sehen jetzt durch einen Spiegel in einem dunklen Wort, dann aber von Angesicht zu Angesicht.“³ Die Wahl dieses Textes begründet er damit, dass Matthias über diesen Bibelvers nachgedacht haben muss. Er habe ihn täglich im Pfarrhaus auf einem Bild gesehen. Barth erinnert sich, Matthias habe sogar den Vers abgeschrieben und sich den lateinischen Wortlaut verschafft. Karl Barth sieht die Aufgabe der Traueransprache hinsichtlich des Sterbens seines Sohnes darin, das, was geschehen ist, ihn und uns „in das tröstliche und befreiende Licht des Wortes Gottes“ zu stellen.⁴ Dazu könne der gewählte Bibeltext wie kein anderer beitragen.

Karl Barth spricht zwar von bitteren Stunden und Tagen des inneren Abschiednehmens, ob wir ihm „nicht allzu viel schuldig geblieben seien?“¹⁷, von heißen Wünschen, „ihn wenigstens noch bei der Hand fassen zu dürfen ...“¹⁷, aber kurz darauf von der Auferstehung der Toten. Er erinnert an David, der nach dem Tod seines Sohnes schließlich nicht mehr fasten und weinen wollte (2. Sam. 12,23). „Ja, wenn es keine Auferstehung der Toten gäbe, eröffnet durch Jesus Christus als Erstling unter denen, die da schlafen [1. Kor. 15,20], dann wäre David wohl ein merkwürdiger herzloser Vater zu nennen.“ ... „Nun aber ist Christus ja auferstanden von den Toten, ... Nun lebt und regiert und siegt ja Jesus.“¹⁸ ... „Darum können wir heute in aller Trauer nicht nur trauern. Können wir selbst nicht jubeln, so hören wir doch eine ganz andere Stimme jubeln auch über der bösen Stelle am Fründenhorn, wo Alles geschehen ist, auch über dem Grab, von dem wir herkommen. ... Was könnten wir, da wir diese Stimme hören, Anderes tun, als unserem Gott, – sei es unter Tränen – danken dürfen, daß er es mit unserem Matthias in seinem Leben und in seinem Sterben gut gemeint und gut gemacht hat?“¹⁹

„Gnadentheologische Verdrängung des Todesphänomens“

Gesche Linde hat herausgearbeitet, dass Freude und Dank dominiert und angesichts dieser Predigt Karl Barths gefragt; ob hier „die Unwiderruflichkeit, die Bitterkeit, der Schrecken des Todes“ ... „erfahrungsadäquat thematisiert werden.“²⁰ Ulrich Barth verneine diese Frage. Gesche Linde stimmt dem zu und spricht mit Ulrich Barth bei Karl Barth „von einer gnadentheologischen Verdrängung des Todesphänomens“²¹.

Geht Karl Barth über die abgründige Wirklichkeit des Todes einfach hinweg? Wo ist in dieser Predigt die bittere Trauer des Vaters Karl Barth über den Tod seines Sohnes spürbar? Vielleicht in der Passage, wo er die „heißen Wünsche“ zum Ausdruck bringt, ihn noch einmal bei der Hand fassen zu dürfen. Aber hier ist persönliche Trauer letztlich auch nur angedeutet. Karl Barth kreist viel um die Frage, wer sein Sohn wirklich war. Der Leser seiner Predigt kann auf den Gedanken kommen, ob Karl Barth wirklich eine intensive Beziehung zu seinem Sohn hatte. Wie war es beim viel beschäftigten Professor²² mit dem Kennen seines eigenen Sohnes bestellt? Ist da von ihm selbst nicht ein Vorbehalt gegenüber seinem Sohn Matthias ausgedrückt (Träumer, keine Lebenserfahrung, keiner kannte ihn wirklich)?

Man mag einwenden, dass in jener Zeit das Männerbild von Sätzen geprägt war, wie: Ein Junge/Mann weint nicht.²³ Trotzdem: Wo bleiben die Gefühle des Predigers? Martin Luther hat zwar auch, als seine Tochter Magdalene starb, davon gesprochen, dass er und seine Frau zu danken haben, dass sie hinübergangen sei und für ihr seliges Ende, führt dann aber in dem Brief an Justus Jonas aus: „ist dennoch die Kraft der elterlichen Liebe so groß, dass wir es ohne Schluchzen und Seufzen des Herzens, ja, ohne große Abtötung nicht können. Es stecken nämlich tief im Herzen fest die Miene, die Worte und Gebärden der im Leben und Sterben gehorsamsten

und ehrerbietigsten Tochter, so dass selbst der Tod Christi (was sind alle Tode im Vergleich mit dem seinigen?) dies nicht vollständig abschütteln kann, wie es sollte. Sage Du also statt unser Gott Dank!“²⁴

Martin Luther erscheint in seinem Leidempfinden sehr viel inniger, ehrlicher, und gefühlsadäquater als Karl Barth zu sein. Gesche Linde sieht darin, dass Luther so empfinden kann, die Grundstruktur seiner Theologie, die eben beides ernst nimmt: sowohl den sündigen Menschen (als bitterlich traurigen) als auch den durch Christus gerechtfertigten Glaubenden.

Paul Althaus' Predigt im Angesicht des Todes seines Sohnes

Paul Althaus' Sohn August Wilhelm starb als Soldat in den ersten Tagen des Frankreich-Feldzuges. Von seinem Tod am 12.5.1940 erfuhr Althaus erst 11 Tage später am 23.5.1940. Althaus hielt dann am 4. Sonntag nach Trinitatis am 16.6.1940 eine Predigt im Universitätsgottdienst in Erlangen, die deutlich in Bezug zum Sterben seines Sohnes steht.²⁵ Er stellt über die Predigt den Bibelvers: „Matthäus 6, 10 b: Dein Wille geschehe auf Erden wie im Himmel.“²⁶

Paul Althaus beginnt seine Predigt mit einem Wort des Kaisers Wilhelm I. nach der Schlacht bei Sedan 1870: „Welch eine Wendung durch Gottes Führung“. Er dankt dem Führer und den Soldaten für die Einnahme Frankreichs und erkennt in diesem Geschehen die Hand Gottes, „die oft so verborgene und stille, mächtig ausgestreckt über unserem Vaterland, ...“²⁷ „Das gilt doch wahrhaft für unsere deutsche Stunde!“²⁸ Er führt aus, dass die deutschen Soldaten nicht vergeblich gestorben seien.

Soldatenfriedhof Verdun, Frankreich (Quelle: wikimedia)

In der sich ereignet habenden Eroberung Frankreichs sieht Althaus Gottes Willen am Werk. Gottes Willen geschieht „durch Narren, durch Gottesfürchtige und Gottlose, durch Dämonen und selbst durch den Teufel – alle und alles kann Gott in den Dienst seines Willens stellen“²⁹. Uns Menschen wird der Wille Gottes im Ganzen verborgen sein. Im Krieg geht es der Wehrmacht um ein übergeordnetes Ziel, um Deutschland. Gottes Fokus liege aber auch auf den Einzelnen und darum gehe es Jesus, wenn er bezeugt: Dein Wille geschehe. Es ist der Wille ewiger Liebe.

Althaus zitiert in diesem Zusammenhang: „Mit ewiger Liebe habe ich dich geliebt, darum ziehe ich dich zu mir aus lauter Güte.“ Dieser Wille – Jesus Christus bürgt uns für ihn – meint dich und mich, jeden von uns so persönlich, wie Vater und Mutter ihr Kind meinen und wollen und lieben, nicht nur die Familie, die Sippe im Ganzen, sondern jedes einzelne Kind besonders, mit ihrer ganzen Liebe.“ „Dieser Wille will mich selig machen.“³⁰ „Werkzeuge und Kinder, das ist zweierlei. Darum begehrt Gott das freie Ja unseres Herzens. Er könnte uns zwingen, aber dann wären wir nicht seine Kinder.“³¹

„Gottes Zumuten ist wahrhaft eine Würde“

Althaus betont allerdings auch, dass es einen Gegenwillen in uns gibt. „Der will nicht alles auf Gott setzen.“³² Althaus hebt das erste Gebot mit der Erklärung Martin Luthers hervor: „Wir sollen Gott über alle Dinge fürchten, lieben und vertrauen. Das ist sein guter gnädiger Wille“³³. Althaus nimmt Gottes Ruf an Abraham auf: „Geh aus deinem Vaterland und aus deiner Freundschaft und aus deines Vaters Hause in ein Land.“ – Ja, wo ist es? – „in ein Land, das ich dir zeigen will.“, so hat er jetzt zu unseren Söhnen gesprochen.“³⁴ Und dann zitiert Althaus Gottes Wort an Abraham: „Opfere ihn mir.“³⁵ „Gottes Wille ist so steil und streng, wie der Feldherr, der seinen Soldaten 50, 70 Kilometer Tagesmarsch zumutet, ungeheure Strapazen, halbe Wochen ohne Schlaf und dann die Bereitschaft zu stürmen und zu sterben.“ „Ist Gott ein Tyrann?“³⁶ Diese Frage verneint Althaus und führt aus, gerade sein harter Auftrag, ihm ein lebendiges Opfer zu bringen – sei ein „dürfen“, es ist ein „Geschenk“, für dass ich danken kann, „Gottes Zumuten“ ist „wahrhaft eine Würde“.³⁷

„Wen er so herausgreift, der erfährt das Größte, das man auf Erden erfahren kann.“ ... „Du mein Soldat, darfst treu und tapfer sein bis in den Tod. Du darfst es nun wahr machen, dass du dich ganz in meine Hand gibst. Ihr Eltern, ihr dürft euch jetzt dazu bekennen: das Kind, das ich euch anvertraut habe, es gehört mir, eure Liebe legt es in meine Hand zurück.“³⁸

Althaus schließt appellhaft: „Hilf uns, deinen hohen heiligen Willen zu tun – hört es wohl: nicht nur uns in ihm zu ergeben, sondern ihn zu tun; daß wir uns nicht nehmen lassen, sondern ihm das geben, was er nimmt! Herr, laß uns deines Vertrauens nicht unwürdig sein. Laß uns nicht versagen. Gib, daß wir an deinem Zumuten nicht krank werden, sondern gesund, nicht tot, sondern lebendig, nicht verschlossen für dich, sondern offen, nicht ungläubig, sondern gläubig, nicht abgekehrt von der Ewig-

keit, sondern mit ganzer Wendung ihr zugewandt. Herr, laß deinen guten gnädigen Willen bei uns geschehen, der unser Leben und wahres Heil ist. Was ist denn alles gegen dieses Eine? Dein Wille geschehe. Amen.“³⁹

Ideologisches Volks-, Geschichts- und Staatsdenken

Bei Paul Althaus ist deutlich die nationalsozialistische Ideologie zu spüren, ein Volks-, Geschichts- und Staatsdenken, das die Soldaten für das Vaterland sterben lässt. Er geht dann zwar auf das je einzelne Schicksal ein. Aber geradezu martialisch. Dass Gott unsere Kinder opfert (mit Verweis auf Abraham) ist für mich ein unerträglicher Gedanke. Dass in der biblischen Erzählung Isaak ja gerade nicht geopfert wird, findet bei Althaus keine Erwähnung. Hier übersteigt Paul Althaus sogar die bittere Schilderung der Bibel.

Wo spricht Althaus von seiner eigenen Trauer über den Tod seines Sohnes? Die Trauer erscheint ähnlich wie bei Karl Barth weggepredigt zu werden. Dass es beim Tod des eigenen Kindes um Abgrundtiefes geht, ist nur angedeutet, wo er vom Krankwerden angesichts der Zumutungen Gottes spricht.

In einem Gespräch, dass ich Anfang der 2000er Jahre mit seinem jüngsten Sohn Gerhard führte, erzählte dieser mir, dass sein Vater sehr liebevoll gewesen sei, dass aber er als Sohn nie verstanden habe, warum er diesen Bibeltext wählte: Dein Wille geschehe ... Es sei etwas schwer fassbar Hartes in mancher seiner Positionierungen gewesen, das zu seinem Grundwesen gar nicht passte, was auch in den Anfangsjahren der Bundesrepublik in seinem Eintreten für die Todesstrafe zum Vorschein gekommen sei.⁴⁰

Was die Theologie von Paul Althaus anbetrifft, ist die Geschichte längst darüber hinweggegangen. Möge sie mit ihrem völkischen Kriegsdenken hoffentlich für immer vergangen sein. Der Verstorbene bei Althaus verliert alles Individuelle, Persönliche; bei Barth bleibt er Subjekt.

Allerdings auch das pastoraltheologische Handeln von Karl Barth kann hinsichtlich seiner Trauerpredigt für seinen tödlich verunglückten Sohn Matthias nur in einer Negativfolie fruchtbar gemacht werden. Jedenfalls bei der Trauerpredigt zu seinem Sohn Matthias spürt man nicht wirklich sein trauerndes Herz.

Was beiden zugestanden werden muss, sie haben sich dem Schicksal ihrer verstorbenen Söhne in ihren Predigten im Rahmen ihrer Theologien angenommen, wobei zu fragen ist, ob es nicht adäquater gewesen wäre, wenn sie in Trauer geschwiegen hätten.⁴¹

Was tröstet?

Nicht nur wegen der aktuellen Situation, in der die Kirche nicht mehr die Alleinanbieterin von Trauerreden ist, wo Angehörige sich die Trauerredner aussuchen, ist Empathie von hoher Relevanz. Sie ist einfach menschlich und biblisch geboten, ganz entsprechend der Überschrift dieses Aufsatzes „Weinen mit den Weinenden“, wozu Paulus in Röm. 12,15 ermutigt. Das hier im grie-

chischen verwandte *klaio* meint einen lauten hörbaren Ausdruck des Schmerzes. Der Glaube an die Auferstehung Christi, von dem Paulus beseelt war, verbietet nicht Trauer, sondern gibt im Gegenteil gerade Raum zum Trauern, zum Weinen. Nichternstnehmen der Bitternis von Tod und Trauer ist fehl am Platz wie alle Verdrängungstaktiken von Tod und Trauer.

Zum adäquaten Wahrnehmen der Trauergefühle hat die KSA beigetragen. Darüberhinausgehend hat Cicely Saunders, die Begründerin der Hospizbewegung mit ihrem Total-Pain-Konzept, das sowohl physische, psychische, soziale und spirituelle Aspekte umfasst, einen nachhaltigen Impuls zur Enttabuisierung von Tod und Trauer gegeben. Sylvia Brathuhn beschreibt die Begleitungskompetenz mit „SEI DA“, was als Haltung und als Akronym (Situation, Einfühlung, Interesse – Durchhalten, Abschied) zu verstehen ist.⁴²

Trauerprozesse sind individuell: jeder, jede trauert anders.⁴³ Ich hätte mir im Rückblick sehr gewünscht, dass nach dem Tod meines Vaters Menschen wirklich für mich da gewesen wären, die mir Raum zum Trauern und Nähe gegeben hätten. In meiner Gemeindearbeit mache ich die Erfahrung, dass echte Nähe und Herzlichkeit in Trauerbegleitung und Palliativsituationen wirklich trösten können, wobei Nähe ein Wechselspiel ist.

Ich muss als Begleitender auch Respekt davor haben, wenn der/die andere, sich nicht meiner Nähe öffnet.

Nur jemand, der sich der Vulnerabilität von Sterben und Tod aussetzt, wird in der Lage sein, sich in zutiefst trauernde Menschen einzufühlen. Nur jemand, der selbst Trauer zulässt, wird trösten können. Ohne ein ehrliches Wahrnehmen der Bitterkeit des Todes, ohne wirklich persönliche Betroffenheit, ohne das Ich des Predigers mit seinen eigenen Gefühlen, ohne verletzte herzoffene Liebe wird eine tröstliche Trauerpredigt nicht gelingen können. Nur auf dieser Basis werden wir uns herantasten können, in unseren Trauerpredigten die Hörenden in die Gewissheit unseres Glaubens an das ewige Leben mithineinzunehmen (Lutz Friedrichs: „Tastende Gewissheit“)⁴⁴.

Das Einbringen christlicher Lehre in der Form „mit der Tür ins Haus fallen“ wird schon früher als unsensibel empfunden worden sein, umso mehr heute. Wenn es uns aber gelingt, das, was wir in unseren seelsorglichen Trauergesprächen mit Empathie kommuniziert haben, in den Traueransprachen (und natürlich im gesamten Trauergottesdienst) authentisch fortzuführen, werden diese mit unserer christlichen Hoffnungsbotschaft eine tröstliche Wirkung entfalten. ■

Anmerkungen

1 K. Barth, Predigt über 1. Korinther 13,12, 25. Juni 1941, Bestattung von Matthias Barth, (in: Ders., Predigten 1935–1967, hrsg. v. H. Spieker und H. Stoevesandt [Karl Barth Gesamtausgabe I/26], 1996, 223–231), 223–224, Anm. 1.

2 K. Barth, 223–224.

3 A.a.O., 224.

4 A.a.O., 224.

5 A.a.O., 225.

6 A.a.O., 225.

7 A.a.O., 225–226.

8 A.a.O., 226.

9 A.a.O., 227.

10 A.a.O., 227.

11 A.a.O., 227.

12 A.a.O., 227.

13 A.a.O., 228.

14 A.a.O., 228.

15 A.a.O., 228.

16 A.a.O., 228.

17 A.a.O., 229.

18 A.a.O., 230.

19 A.a.O., 231.

20 Gesche Linde, „[...] eine neue rede und sprach [...] vom tod und grabe zu reden“. Der Tod als Thema der Theologie, in: ZThK 120. Jg. (2023), Heft 3, 310.

21 A.a.O., 310.

22 Eberhard Busch, Karl Barths Lebenslauf. Nach seinen Briefen und autobiographischen Texten, München 1986, 249: „Die Familie mußte den Vater wegen seiner vielen Arbeit oft entbehren.“

23 Zur genderbewussten Trauerbegleitung vgl. Norbert Mucksch/Traugott Roser, Männer trauern als Männer, Praxisbuch für eine genderbewusste Trauerbegleitung, Göttingen 2023. Norbert Mucksch und Traugott Roser folgen der Beschreibung der Trauermuster nach Kenneth J. Doka. Das Trauerverhalten wird nicht mit „männlich“ oder „weiblich“ charakterisiert, sondern mit „intuitiver“ und „instrumenteller“ Trauer. „Das ‚intuitive Muster‘ beschreibt eher die Erfahrung und den Ausdruck der affektiven, gefühlsbasierten Trauer. Das ‚instrumentelle Muster‘ beschreibt eher körperliche Aspekte der Trauererfahrung wie beispielsweise Rastlosigkeit oder Kognition/Nachdenken. Die Adaptionsstrategien sind entsprechend stärker durch Aktivitäten und Rationalität geprägt.“ (22). Paul Althaus aber auch Karl Barth werden in ihren Predigten zu ihren verstorbenen Söhnen dem „instrumentellen Muster“ zuzuordnen sein. Karl Barth schrieb vier Tage nach der Beisetzung seines Sohnes an seinen Freund Wilhelm Spoendlin: Der „so unerwartet gekommene ... Hingang unsres Matthias ... ist mir näher gegangen als bisher jeder Todesfall. ... es war mir eine grosse Hilfe, selber die Predigt zu halten.“ (zit. nach Christiane Tietz, Karl Barth, Ein Leben im Widerspruch, München, 2. durchgesehene Aufl. 2019, 301)

24 Zit. nach Linde, 310.

25 Gotthard Jasper, Paul Althaus (1988–1966), Professor, Prediger und Patriot in seiner Zeit, 307.

26 Paul Althaus, Der Herr der Kirche. Predigten von Paul Althaus, 24. Heft, Gottes Wille, Gütersloh 1940, 376.

27 A.a.O., 367.

28 A.a.O., 367.

29 A.a.O., 368.

30 A.a.O., 369–370.

31 A.a.O., 370.

32 A.a.O., 371.

33 A.a.O., 372.

34 A.a.O., 372.

35 A.a.O., 372.

36 A.a.O., 373.

37 A.a.O., 373.

38 A.a.O., 373–374.

39 A.a.O., 374 u. 375.

40 Vgl. Jasper, 365–370.

41 Eine instrumentelle Verarbeitung der Trauer über den Tod seines Sohnes durch Predigtschreiben bzw. -halten, wie Karl Barth es selbst beschrieben hat (s. Anm. 23) mag für Karl Barth individuell in seiner Trauer eine Hilfe gewesen sein, „fühlt sich aber problematisch an“.

42 Vgl. Sylvia Brathuhn, Wenn das Leben zerbricht. Philosophisch-praktische Impulse zur Begleitung trauernder Menschen, Göttingen 2022, 119–127.

43 S. dazu Kerstin Lammer, Trauer verstehen – Formen, Erklärungen, Hilfen, Berlin Heidelberg 4. Aufl. 2014.

44 Lutz Friedrichs, Die Bestattungspredigt zwischen Einstimmung und Einspruch. Eine rhetorisch-theologische Verortung, in PTh 101 (2012), 408–424.

DIALEKTISCHE IRRWEGE DER FRANKFURTER SCHULE

Überlegungen zur Stärkung der offenen Gesellschaft

Eberhard Martin Pausch

Mit ihrem Verständnis von „Dialektik“ hat die Frankfurter Schule, namentlich Theodor W. Adorno und Max Horkheimer, mehr zur Vernebelung als zur Aufklärung der Vernunft beigetragen. Eberhard Martin Pausch versucht eine Präzisierung. Dabei geht es ihm nicht um eine intellektuelle Spielerei, sondern um den Zustand der politischen Kultur in der Bundesrepublik Deutschland.

Die offene Gesellschaft, in der wir leben, ist in ihrem Bestand bedroht. Globale Krisen und Kriege gefährden Leben und Würde der Menschen und die vulnerable Natur als ihren Lebensraum. Im Inneren der Bundesrepublik breitet sich zudem seit Jahren eine „neue Rechte“ aus, mit extremistischen Ideologen wie Götz Kubitschek und Björn Höcke in ihrer Mitte sowie der AfD als ihrer politisch höchst erfolgreichen parlamentarischen Vertretung. Wir brauchen daher eine globale Solidarität als Leitbild unseres Handelns, wenn wir als Menschheit überleben wollen.

Die Kritische Theorie der Frankfurter Schule kann zur Konstitution dieses Leitbildes beitragen. Indem sie eine kritische Perspektive auf die Weltwirklichkeit pflegt, erweist sie sich als Erbin einer von Kant inspirierten Aufklärung. Eben deshalb sollte sie nicht die Geltung formaler Logik mit Berufung auf „Dialektik“ hinterfragen. Eine auf globale Solidarität fokussierte Kritische Theorie kann sich mit der Analytischen Philosophie, dem Kantianismus des 21. Jh., dem Kritischen Rationalismus sowie anderen Denkschulen und Denkbewegungen verbünden. Sie wäre auch anschlussfähig an eine Theologie im Geist der Aufklärung. Ein derart breites und offe-

nes Bündnis kann als Anwalt der offenen Gesellschaft fungieren.

1. Die Mehrdeutigkeit des Begriffs „Dialektik“

„Dialektik“ ist ein Begriff, der in den Werken der Frankfurter Schule bis heute immer wieder verwendet wird. Adorno und Horkheimer haben sogar die Aufklärung selbst als „dialektisch“ bezeichnet. Standardwerke wie „Dialektik der Aufklärung“¹ und „Negative Dialektik“², die begrifflich an Hegel und Marx anschließen, haben das Substantiv „Dialektik“ und das entsprechende Adjektiv „dialektisch“ zu Schlüssel- und Kultbegriffen erhoben.

Allerdings ist der Begriff „Dialektik“ mehrdeutig. Er kann nämlich bedeuten:

- eine *Kunst der Gesprächsführung* (die *dialektische technē*), bei der meist zwei Positionen (A, B) einander gegenübergestellt werden, die sich scheinbar oder auch tatsächlich ausschließen. Durch Argumentationsgänge wird dann versucht zu ermitteln, welche Position zutrifft – A oder B oder gar eine dritte Position C. Dialektik als eine Weise, Gespräche zu führen, ist ursprünglich bei Platon belegt und wird auf dessen Lehrmeister Sokrates oder sogar bis Zenon von Elea zurückgeführt.³
- Dialektik kann sodann als sog. „*Realdialektik*“ eine *dynamische Ambivalenz* innerhalb eines Gegenstands(bereichs) bezeichnen, wobei dieser als prozesshaft sich verändernd verstanden wird. Das ist im Grunde die klassisch marxistische Auffassung: Innerhalb einer Gesellschaft stehen zwei Klassen einander antagonistisch gegenüber und bekämpfen einander, bis eine der Klassen obsiegt. So überwindet die Bourgeoisie zunächst den Feudalismus, wird dann später aber ihrerseits vom Proletariat überwunden.

Pfarrer Dr. Eberhard Martin Pausch, Jahrgang 1961, 1993 Promotion an der Universität Marburg, 1992–2000 Gemeindepfarrer in Frankfurt/M., 2000–2012 Oberkirchenrat im Amt der EKD in Hannover, anschließend Theol. Referent in der Kirchenleitung der EKH in Darmstadt, 2016–2024 Studienleiter an der Evang. Akademie Frankfurt/M., seit 2024 „Leiter des Grundsatzreferats“ im Hessischen Ministerium für Arbeit, Integration, Jugend und Soziales.

- Schließlich kann „Dialektik“ die sog. „logische Dialektik“ bezeichnen, bei der innerhalb eines Gedankengangs zwei einander logisch ausschließende Aussagen aufeinanderprallen: A und Non-A, die beide gleichermaßen wahr sein sollen. Der formalen Logik zufolge ist dies nicht möglich. Allerdings wird in der Alltagssprache selten zwischen kontradiktorischen, konträren und subkonträren Widersprüchen unterschieden. Dabei wäre das sehr oft wichtig.
- a) Denn im Fall subkonträrer Widersprüche können beide Aussagen wahr sein, weil sie sich nur scheinbar ausschließen. (*Beispiel 1:* Alle Kreter lügen. – Einige Kreter lügen. *Beispiel 2:* Gute Werke sind für das Heil nicht notwendig. – Gute Werke sind für das Heil nicht schädlich.)
- b) Im Fall konträrer Widersprüche können beide Aussagen dagegen falsch sein. (*Beispiel 1:* Alle Kreter lügen. – Kein Kreter lügt. *Beispiel 2:* Gute Werke sind für das Heil notwendig. – Gute Werke sind für das Heil schädlich.)
- c) Bei kontradiktorischen Widersprüchen gilt ganz strikt: Wenn A gilt, dann gilt niemals Non-A. (*Beispiel 1:* Alle Kreter lügen. – Nicht alle Kreter lügen. *Beispiel 2:* Gute Werke sind für das Heil notwendig. – Gute Werke sind für das Heil nicht notwendig.)

Vor diesem Hintergrund stellt es m.E. ein Problem dar, dass in vielen Texten der frühen und mittleren Frankfurter Schule (vor allem bei Adorno und Horkheimer, aber dies gilt bis hin zur Gegenwart) zwischen den drei Begriffen der Dialektik ebenso wenig differenziert wird wie zwischen den verschiedenen Arten von logischen Widersprüchen, die keinesfalls einfach identifiziert werden dürfen.

Ich halte es daher für unerlässlich, zu betonen, dass *kontradiktorische* Widersprüche in argumentativen Kontexten nicht hingenommen werden können und dürfen. Eben das aber geschieht bis heute in Schlüsseltexten der Frankfurter Schule.

2. Preisgabe der Logik: Kontradiktorische Widersprüche

Adornos und Horkheimers Insistenz auf der sog. „dialektischen Logik“ macht es allen Denkenden, die sich an die Gesetze der formalen Logik halten wollen, sehr schwer, einen Zugang zu den Texten dieser Autoren zu finden.

Ich greife ein Beispiel heraus, das – zugegebenermaßen – aus dem Zusammenhang gerissen ist. Es stammt aus dem Kontext des sog. „Positivismusstreits“ – nebenbei bemerkt, ein nicht wirklicher zutreffender Titel für die Auseinandersetzung der 1960er Jahre, in welcher sich Adorno und Habermas (geb. 1929) auf der einen Seite mit Karl Popper (1902-1994) und Hans Albert (1921-2023) gegenüberstanden.⁴

Adorno schreibt in seiner umfangreichen Einleitung zu dem Themenband: „Gesellschaft als Subjekt und Gesellschaft als Objekt sind dasselbe und doch nicht dasselbe.“⁵ Wie kann ein beliebiger Gegenstand – es sei die Gesellschaft oder irgendeine andere empirische Entität

– „dasselbe“ und doch „nicht dasselbe“ sein? Auch hier liegt rein formal betrachtet ein kontradiktorischer Widerspruch vor. Vermutlich meint Adorno: Es macht einen Unterschied, ob ich die Gesellschaft als Subjekt oder als Objekt betrachte – ich nehme sie dann unter verschiedenen Blickwinkeln wahr. Das ändert aber doch nichts an der Identität des Gegenstandes „Gesellschaft“. Ein weiteres Beispiel aus dem gleichen Diskurszusammenhang. Adorno behauptet: „Treten jedoch in sozialwissenschaftlichen Sätzen logische Widersprüche auf wie der nicht eben irrelevante, dass das gleiche soziale System die Produktivkräfte entfessele und fessele, dann vermag theoretische Analyse derlei logische Unstimmigkeiten auf Strukturmomente der Gesellschaft zurückzuführen [...]“⁶. Er folgert daraus, derartige Aussagen über die Gesellschaft sprengten „die Logik der Widerspruchslöslichkeit“⁷. Gegen Adorno muss man schlicht festhalten: Der Satz, dass ein soziales System Produktivkräfte entfessele und fessele zugleich, besagt doch nur, dass es ganz bestimmte Produktivkräfte fesselt und andere (offenbar) nicht. Das heißt, es ist im Blick auf den Gegenstand von verschiedenen Teilen (oder besser: Hinsichten) die Rede. Damit wird also nicht die formale Logik aufgehoben, sondern es wird erforderlich, genauer anzugeben, auf welche Bereiche oder Aspekte der Gesellschaft sich die Aussage bezieht, hier werde etwas gefesselt oder entfesselt.

Der sogenannte „Positivismusstreit“ hat in wesentlichen Teilen die Behauptung Adornos zum Inhalt, im Bereich der Gesellschaftswissenschaften gelte eine „dialektische Logik“, in der kontradiktorische Widersprüche gestattet seien⁸, während Popper und Albert eben dies nicht akzeptieren konnten, weil sie die formale Logik – wie ich meine, zu Recht – für unhintergebar für jegliche Art von Wissenschaft hielten.

3. Verteidigung der „Dialektik“ und ein Versuch der Rekonstruktion ihres Anliegens

Bereits in seinen Frühschriften, etwa in dem Text „Die Aktualität der Philosophie“ aus dem Jahr 1931, bekennt sich Adorno zur „Dialektik“. Er tut dies in einem emphatisch-behauptenden Sprachgestus – Hintergrund ist der philosophische Materialismus, dem er sich verpflichtet fühlte. So schreibt er etwa: „Einzig dialektisch scheint mir philosophische Deutung möglich.“⁹ Eine Begründung gab er an dieser Stelle nicht.

Als er 30 Jahre später von Popper herausgefordert wurde, bestand seine Verteidigungsstrategie zum einen darin, dass er „die Dialektik“ hypostasierte und sie in einer ganzen Reihe seiner Thesen als grammatisches Subjekt auftreten ließ:

„Den Begriff eines ansichseienden Ersten überhaupt akzeptiert Dialektik weniger als die Positivist.“¹⁰

„Dialektische Theorie weigert sich, [...]“¹¹.

„Dialektik verhält sich in dem Streit intransigent [...]“¹². Kann „Dialektik“ aber etwas akzeptieren, sich weigern, unversöhnlich sein? Ist sie nicht nur ein grammatisches Subjekt, sondern hat sie auch eine ontologische Dignität? Wäre dem so, dann erinnerte das an Adornos Anti-

poden Martin Heidegger (1889-1976), für den das Sein/Seyn bekanntlich einen vergleichbaren transzendentalen Status hatte.¹³ In diese Nähe und Nachbarschaft würde Adorno aber wohl kaum geraten wollen.

Zum anderen argumentierte Adorno, die Gesellschaft selbst weise hinsichtlich ihrer „objektiven Gesetzmäßigkeit“ einen „widerspruchsvollen Charakter“ auf¹⁴. Der Widerspruch habe seinen Ort in der Sache selbst, im Gegenstandsbereich.¹⁵

Wenn ich ihn recht verstehe, lautet sein Argument – im Anschluss an Hegel – wie folgt:

- Die Wirklichkeit als solche birgt in sich Widersprüche, sie ist also „dialektisch“ verfasst.
- Das Denken bzw. die die Wirklichkeit erfassende Vernunft ist selbst ein Teil der Wirklichkeit als solcher.
- Das Denken bzw. die die Wirklichkeit erfassende Vernunft muss daher ebenfalls dialektisch verfasst sein, sonst würde es den Charakter der Wirklichkeit verfehlen.

Nun ist dieser formallogisch völlig korrekt vollzogene Schluss dann zutreffend, wenn seine Prämissen zutreffend sein sollten. Aber die erste Prämisse lässt sich hinterfragen: *Ist die Wirklichkeit denn wirklich „widerspruchsvoll“ verfasst?*

Ich hatte oben von der „Realdialektik“ gesprochen und diese verstanden als eine dynamische Ambivalenz innerhalb eines Gegenstands oder Gegenstandsbereichs. Eine solche Ambivalenz ist eine ontische oder ontologische Kategorie, aber keine logische. M.a.W.: Innerhalb der einen Wirklichkeit gibt es voneinander verschiedene Elemente, die in Spannung oder Ambivalenz zueinander stehen können, und diese Wirklichkeit entwickelt sich im Lauf der Geschichte dynamisch weiter.

spruch, denn der Knecht ist ja *in anderer Weise* und *in anderer Hinsicht* vom Herrn abhängig als dieser von jenem.

Schließlich stellt auch das klassische Beispiel von Karl Marx – *Bourgeoisie und Proletariat* betreffend – keinen logischen Widerspruch oder Gegensatz dar, sondern handelt von dem realen Antagonismus zweier Klassen innerhalb eines Gegenstandsbereichs (der kapitalistischen Gesellschaft), der möglicherweise (oder auch nicht) in der Geschichte einmal überwunden werden wird.¹⁷

Adorno und Horkheimer haben in ihrer an Hegel anschließenden Konzeption von Dialektik einen Raum der Unlogik geöffnet, der leider bis hinein in die Gegenwart reicht.

4. Herbert Marcuses Insistieren auf Dialektik

Auch Herbert Marcuse war ein Anhänger dialektischen Denkens. Marcuse war 1932/33 von Freiburg aus zum Institut für Sozialforschung (IfS) gestoßen. Als Jude und Marxist waren die politischen Differenzen zu seinem antisemitisch und nationalsozialistisch gesinnten Lehrer Martin Heidegger unüberbrückbar geworden, und er erhoffte sich vom Institut neue Forschungs- und Arbeitsmöglichkeiten. Diese konnte Horkheimer ihm nach dem Gang in das US-amerikanische Exil nur begrenzt ermöglichen. Zudem verhielt Adorno sich argwöhnisch bis abweisend gegenüber dem „Heidegger-Schüler“. Marcuse machte in den USA akademische Karriere, und im Gegensatz zu Adorno und Horkheimer blieb er auch nach 1945 in den Vereinigten Staaten. Für ihn war Hegel

– erst recht nach dem Bruch mit Heidegger – ein wesentlicher philosophischer Bezugspunkt, weshalb ihm „dialektisches Denken“ als eine geeignete Methode erschien, um Philosophie und auch Sozialwissenschaften wissenschaftlich zu betreiben. In seinem 1967 in Deutschland veröffentlichten Klassiker „Der eindimensionale Mensch“¹⁸ redet er von der „Unfruchtbarkeit der Aristotelischen formalen Logik“¹⁹. Aber auch die „gegenwärtige“ mathematische und symbolische Logik sei eigentlich nicht brauchbar, da sie ebenfalls nicht dialektisch verfare.²⁰ Sein entscheidendes Argument dafür lautet: „Die dialektische Logik kann nicht formal sein, weil sie bestimmt ist durch das Wirkliche, das konkret ist.“²¹

Deshalb müssten Widersprüche im Denken hingenommen werden, weil das konkrete Wirkliche widerspruchsvoll sei: „Es ist die Vernünftigkeit des Widerspruchs, des Gegensatzes von Kräften, Tendenzen und Elementen, welche die Bewegung des Wirklichen konstituiert und, sofern es begriffen ist, den Begriff des Wirklichen.“²² Man sieht auch hier: Der ambivalente und dynamische Charakter des konkreten Wirklichen (hier gemeint: die Gesellschaft) wird als „logische Widersprüchlichkeit“ gedeutet – ein Gedanke, der sich von Hegel her mit einer gewissen Zwangsläufigkeit nahe-

**Adorno und Horkheimer
haben in ihrer Konzeption
von Dialektik einen Raum
der Unlogik geöffnet,
der leider bis in die
Gegenwart reicht.**

Eine solche Entwicklung hat aber nicht das Geringste mit logischen Widersprüchen zu tun.

Um es an zwei Beispielen zu illustrieren, die von Hegel stammen¹⁶: Wenn eine Pflanze sich in drei Schritten als *Knospe, Blüte und Frucht* entwickelt, dann ist daran nichts Unlogisches, denn zu *einem bestimmten Zeitpunkt* t_x ist die Pflanze eben eine Knospe – sie ist aber nicht zum selben Zeitpunkt auch schon Blüte oder Frucht.

Auch die berühmte „*Herr-Knecht*“-Dialektik, der zufolge der Knecht zwar abhängig ist vom Herrn, dieser aber auch von jenem, beinhaltet keinen logischen Wider-

legt, der aber aus einer der formalen Logik verpflichteten Außenperspektive absurd erscheinen muss.

Entscheidend für die Rezeption der Gedanken von Marcuse ist nun seine Behauptung, das dialektische Denken sei „zweidimensional“, während die formale Logik „eindimensional“, also letztlich defizient bleiben müsse. „Eindimensional“ seien in gleicher Weise Empirismus und Positivismus, analytische und sprachanalytische Philosophie.²³

Diese Eindimensionalität sei der Grund für die Aporien der Industriegesellschaft und des Spätkapitalismus; sie unterbinde auch den gesellschaftlichen Wandel überhaupt.²⁴ Auf das Proletariat als Motor einer Revolution könne man ohnehin nicht mehr setzen. Allenfalls böten rebellische „Randgruppen“ wie Studierende, Schwarze, homosexuelle und behinderte Menschen mit ihren Protestaktionen Anlass zur Hoffnung.²⁵ In der durch repressive Toleranz gekennzeichneten Welt bleibe letztlich nur die Möglichkeit einer „großen Weigerung“ (*Great Refusal*)²⁶. Diese von Marcuse gezogene Konsequenz machte ihn für die rebellische Jugend des Jahres 1968 in hohem Maße attraktiv.

Aber ebenso wie Adorno und Horkheimer zerschneidet Marcuse damit viele Gesprächsfäden zu kritizistischen, kritisch-rationalistischen, analytischen und sprachanalytischen Ansätzen der Philosophie. Erst Jürgen Habermas und Karl-Otto Apel (1922-2017) versuchten wieder, Fäden zwischen der phänomenologischen und hermeneutischen Philosophie auf der einen Seite und der logisch-analytischen Philosophie auf der anderen Seite zu knüpfen.

5. Missbrauchbarkeit der Dialektik

Auch *Niklas Luhmann* (1927-1998) kannte Hegel sehr gut, grenzte sich aber von ihm ab. Er charakterisierte Widersprüche anhand ihrer bloßen Form als „Tautologien“, und zwar des Näheren als „[...] Tautologien mit zugesetzter Negation. A ist (nicht) A.“²⁷ Was ist der Gewinn einer solchen Operation? „Gewonnen wird damit beliebige Anschlussfähigkeit.“²⁸ So ist es. Aber beliebige Anschlussfähigkeit – Beliebigkeit als solche – ist höchst gefährlich, wenn man es mit gefährlichen Gegnern wie den Nationalsozialisten zu tun hat. Und nicht nur dann.

Ich stimme daher *Karl Popper* (1902-1994) zu, dass eine auf Hegels Dialektik sich berufende oder sogar gründende Philosophie in höchstem Maße problematisch bis gefährlich ist. Dies gilt sowohl aus wissenschaftlicher wie aus politischer Perspektive. Im Bereich der Wissenschaft führt das sog. „dialektische Denken“ zur Preisgabe der Logik und damit der elementaren Möglichkeiten von Nachprüfbarkeit, Kontrollierbarkeit, Intersubjektivität. In politischer Hinsicht führte und führt der Hegelianismus in der Praxis oft zu menschenverachtenden, totalitären Politikbegriffen und -systemen. Der Leninismus und der Stalinismus beriefen sich beispielsweise auf Hegel, aber Gleiches gilt für ultrakonservative und reaktionäre Regime. George Orwells Roman „1984“ ist eine Parabel auf totalitäre Systeme aller Art. In ih-

nen wird stets der Satz vom Widerspruch verletzt: A ist gleich A und zugleich gleich Non-A: Das Friedensministerium führt Kriege, das Liebesministerium quält und foltert Menschen, und das Wahrheitsministerium ist für Fake News und wahrheitswidrige Propaganda zuständig.

Übrigens zieht Luhmann aus seiner Einsicht in die Problematik des „Dialektik“-Begriffs der frühen und mittleren Frankfurter Schule die Schlussfolgerung, dass „das Ende der Dialektik auch durch eine negative Dialektik, die als Prinzip des Fortschritts das Ende des Fortschritts verkündet, nicht aufgehalten werden kann.“²⁹

6. Fatale Folgen der Hegelschen Dialektik

Karl Popper ging mit Hegel scharf ins Gericht: „Ich behaupte, dass Hegels Dialektik zum Großteil mit der Absicht erdacht wurde, die Ideen von 1789 zu verdrehen. Hegel war sich völlig darüber im Klaren, dass man die dialektische Methode verwenden kann, um eine Idee in ihr Gegenteil zu verdrehen.“³⁰

Popper weist auch zu Recht darauf hin, dass „[...] sowohl der marxistische extreme linke Flügel als auch die konservative Mitte sowie auch schließlich die faschistische extreme Rechte alle ihre politische Philosophie auf Hegel gründen [...]“.³¹ Mit großer Wahrscheinlichkeit dürfte das auf der „beliebigen Anschlussfähigkeit“ des sogenannten „dialektischen Denkens“ beruhen.

Rekonstruiert man die denkerische Linie, der die „Neue Rechte“ in unserem Land folgt, dann stehen an deren Anfang Fichte und Hegel. Eine entscheidende Schaltstelle im 20. Jh. bildete – neben dem Philosophen Martin Heidegger, dem Schriftsteller Ernst Jünger und dem Staatsrechtler Carl Schmitt³² – der Politikwissenschaftler *Bernard Willms* (1931-1991). Ihm folgen in der Gegenwart unter anderem die rechtsextremistischen, wenn nicht gar faschistischen Vordenker der Neuen Rechten, *Götz Kubitschek* (geb. 1970) und *Björn Höcke* (geb. 1972).³³

Bernard Willms veröffentlichte 1982 sein Buch „Die Deutsche Nation“. Bis heute wird es über den Antaios-Verlag, der Götz Kubitschek gehört, immer wieder neu aufgelegt und verbreitet. Es lässt sich im Grunde auf *einen* Gedanken reduzieren: dass man den universalistischen Kategorischen Imperativ Kants durch einen „Nationalen Kategorischen Imperativ“³⁴ ersetzen müsse. Der „Kampf um die Nation“ müsse im Denken und in der Politik stets an erster Stelle stehen. Natürlich beruft Willms sich auf Hegel.

Er argumentiert in diesem Buch durchgehend mit Berufung auf „Dialektik“, die er definiert als „das gründlichere, weil die Wirklichkeit in weit höherem Maße zur Darstellung bringende Denken“³⁵. Überhaupt sei die „Gegenaufklärung“ das „gründlichere Denken“, deshalb sei die „Dialektik“ dem politischen Denken angemessen.³⁶ Es verwundert nicht, dass sich Willms zufolge eine theoretische Diskussion über „Wahrheitsbegriffe“ erübrigt³⁷. Denn es gebe nur eine Wahrheit, und das sei die (deutsche) Nation.³⁸

Das Beispiel von Willms kann zeigen, wie gefährlich es ist, wenn man die formale Logik und den korrespondenztheoretischen Wahrheitsbegriff in Frage stellt oder gar preisgibt. Man landet dann sehr wahrscheinlich in der Beliebigkeit, im Relativismus, oder aber umgekehrt: im „dialektischen Dogmatismus“. Jedenfalls aber weit jenseits von Falsifizierbarkeit, intersubjektiver Nachprüfbarkeit oder argumentativer Verbindlichkeit, die Philosophie und Wissenschaft doch anstreben sollten.³⁹ Luhmann hat recht: Wer konsequent „dialektisch“ argumentiert, ist nahezu *beliebig anschlussfähig* und verliert eben damit seinen Kompass in der philosophischen und politischen Welt.

7. Axel Honneths Theorie des Paradoxen

Als 1999 Axel Honneth (geb. 1949) die Leitung des IFS übernahm, war dies mit einer bewussten, äußerst *bedeutsamen begrifflich-semanticen Veränderung* verbunden: Honneth wollte dezidiert nicht mehr von „Widerspruch“ (und damit auch von „Selbstwiderspruch“), aber auch nicht mehr von „Krise“ sprechen. Er schlug stattdessen vor, beide Begriffe „zukünftig durch die Kategorie der ‚Paradoxie‘ zu ersetzen“⁴⁰.

Ich vermute, dass auf den Begriff der „Krise“ keineswegs verzichtet werden kann. Denn Krisen gibt es reichlich, und „Krise“ und „Paradoxie“ sind keine Synonyme. Anders steht es mit dem Begriff des „Widerspruchs“. Martin Hartmann versteht Honneth so, dass es ihm zufolge an vielen Stellen, wo klassisch von „Dialektik“ die Rede ist, „unangemessen sei, von einem logisch-semanticen Widerspruch zu reden“⁴¹. Insgesamt eigne der Begriff der „Paradoxie“ sich deutlich besser zur Explikation des Gemeinten. Hartmann beruft sich dabei auch auf Niklas Luhmanns Konzept der Paradoxie-Entfaltung.⁴²

Diese semantische Verschiebung vermeidet die logisch-begriffliche Sackgasse, in die sich Adorno und andere Repräsentanten der Kritischen Theorie begeben hatten und baut diskursive Brücken zu anderen philosophischen und wissenschaftlichen Paradigmen. Denn „Wi-

derspruch“ ist eine *logische* Kategorie und keine der empirisch-soziologisch erfassbaren Wirklichkeit.

8. Jürgen Habermas: Rückblick auf die Irrwege der Dialektik

Auch bei Jürgen Habermas lässt sich eine allmähliche „Abkehr von der Dialektik“⁴³ beobachten. In einem ausführlichen Interview mit Stefan Müller-Doohm und Roman Yos äußerte er sich (in den Jahren 2021 und 2022) zu seinem wissenschaftlichen Werk als einem Beitrag zur Rekonstruktion der Aufklärung – oder besser, wie er es nennt, zur dreistrahligem Vernunft der Moderne. Die Grundintention seines Denkens wird erkennbar: Ihm ging es stets darum, „die Welt um ein Winziges besser zu machen“⁴⁴.

Auch auf den Sinn und Stellenwert der „Dialektik“ kommt er dabei zu sprechen. Während er in seiner Frühzeit den Begriff noch sehr häufig und vor allem ähnlich vage und mehrdeutig wie Adorno, Marcuse und andere verwendet hatte, betont er nunmehr, dass die „Dialektik“ einen speziellen Anwendungsbereich habe, auf den sie sich beziehe: Sie diene der Rekonstruktion der Verlaufsform von gesellschaftlichen Krisen.⁴⁵

M.a.W.: Habermas grenzt nunmehr die Reichweite des Begriffs auf dynamisch-ambivalente Prozesse in der Gesellschaft ein. Er deutet „Dialektik“ als „Realdialektik“. Er reklamiert daher nicht eine Bedeutung oder gar eine Geltung der Dialektik im Bereich der Logik. Das unterscheidet ihn von Adorno und Marcuse, aber auch von einigen jüngeren Vertreterinnen und Vertretern der „Frankfurter Schule“. Es macht sein Denken aber anschlussfähig an andere Denkschulen und Denkbewegungen. Auch an die liberale Theologie und andere theologische Schulen, die den Geist der Aufklärung repräsentieren.

Ich plädiere dafür, eine solche Anschlussfähigkeit zu suchen und zu wahren. Denn, wie eingangs gesagt: Wir leben in einer Welt der Krisensynchronie. Wenn wir diese Welt auch nur „um ein Winziges“ besser machen wollen, dann brauchen wir dringend aufklärerische Vernunft – und auf ihrer Grundlage das Leitbild einer „globalen Solidarität“.

Anmerkungen

1 Max Horkheimer/Theodor W. Adorno: Dialektik der Aufklärung. Philosophische Fragmente [New York 1944; Amsterdam 1947; Frankfurt/M. 1969], Frankfurt/M. 2016.

2 Theodor W. Adorno: Negative Dialektik [1966], Frankfurt/M. 1980.

3 Thomas Alexander Slezák: Platon. Meisterdenker der Antike, München 2021, 279-285 (u.ö.).

4 Der Titel ist irreführend, weil Popper und Albert selbst sich bekanntlich als scharfe Kritiker des „Positivismus“ verstanden.

5 Theodor W. Adorno: „Einleitung“, in: ders./Karl Popper et al.: Der Positivismusstreit in der deut-

schen Soziologie [1972], Darmstadt 1989, 7-79, dort 44.

6 Ebd., 32.

7 Ebd., 33.

8 Horkheimer und Adorno folgen hier natürlich Hegel, aber auch Walter Benjamin, der von der „Dialektik des Bildes“ bzw. „Dialektik des Stillstands“ sprach. Vgl. hierzu Eli Friedländer: Walter Benjamin. Ein philosophisches Portrait, München 2013, 48-55.

9 Theodor W. Adorno: „Die Aktualität der Philosophie“, in: Theodor W. Adorno: Philosophische Frühschriften, (GS 1) Frankfurt/M. 1973, 325-344, dort 338 (sowie 338ff).

10 Theodor W. Adorno: „Einleitung“, in: ders./Karl Popper et al., a.a.O., 48.

11 Ebd., 51.

12 Ebd., 79.

13 Vgl. Eberhard Martin Pausch: Wahrheit zwischen Erschlossenheit und Verantwortung. Die Rezeption und Transformation der Wahrheitskonzeption Martin Heideggers in der Theologie Rudolf Bultmanns (TBT 64), Berlin/New York 1995, 117-125, 187-201.

14 Theodor W. Adorno: „Einleitung“, in: ders./Karl Popper et al., a.a.O., 53.

- 15 Theodor W. Adorno: „Zur Logik der Sozialwissenschaften“, in: ders./Karl Popper et al., a.a.O., 125-143, dort 129.
- 16 Beide Beispiele finden sich in der „Phänomenologie des Geistes“, das erste in der „Vorrede“, das zweite im IV. Hauptteil des Buches („Die Wahrheit der Gewissheit seiner selbst“). Vgl. Georg Wilhelm Friedrich Hegel: Phänomenologie des Geistes [1807], NA Hamburg 2016, 10, 134-143.
- 17 Karl Marx/Friedrich Engels: Das kommunistische Manifest [1848]. Eine moderne Edition. Mit einer Einleitung von Eric Hobsbawm, Hamburg 1999, 44ff.
- 18 Herbert Marcuse: Der eindimensionale Mensch. Studien zur Ideologie der fortgeschrittenen Industriegesellschaft. Deutsch von Alfred Schmidt [1967], 3. Aufl. München 1998.
- 19 Ebd., 154.
- 20 Ebd., 155.
- 21 Ebd., 155f.
- 22 Ebd., 156.
- 23 Ebd., 184-213.
- 24 Ebd., 42ff.
- 25 Marcuses Anregungen waren daher gleichermaßen bedeutsam für *Angela Davis* (schwarze Bürgerrechtsbewegung) und *Judith Butler* (LGBTIQ*) in den USA oder *Rudi Dutschke* (Studierendenprotest) und *Ernst Klee* (Behindertenthematik) in Europa.
- 26 Herbert Marcuse, a.a.O., 204, 266, 268.
- 27 Niklas Luhmann: Soziale Systeme. Grundriss einer allgemeinen Theorie, Frankfurt/M. 1987, 493.
- 28 Ebd.
- 29 Niklas Luhmann: Die Gesellschaft der Gesellschaft. Erster Teilband, Frankfurt/M. 1997, 555.
- 30 Karl Popper: Die offene Gesellschaft und ihre Feinde, München 1980, 54f.
- 31 Ebd., 39.
- 32 Zu diesen drei dezisionistischen Vordenkern der Neuen Rechten ist immer noch nützlich zu lesen: Christian Graf von Krockow: Die Entscheidung. Eine Untersuchung über Ernst Jünger, Carl Schmitt, Martin Heidegger [1958], NA Frankfurt/M./New York 1990.
- 33 Alexander Aichele hat diese Linie detailrecht und gut belegt nachgezeichnet. Vgl. Alexander Aichele: Deutsch denken. Die Philosophie der Neuen Rechten, Berlin 2021.
- 34 Bernard Willms: Die deutsche Nation, Köln-Löwenich 1982, 68ff, 73, 81, 250f, 265, 279, 318.
- 35 Ebd., 89.
- 36 Ebd., 88-90, 310-313.
- 37 Ebd., 251.
- 38 Ebd., 91.
- 39 Auch die einstige Linke *Sahra Wagenknecht* beaufte sich auf ihr dialektisches Denken. Das erklärt womöglich auch ihren politischen Wandel.
- 40 Axel Honneth: „Einleitung“, in: Ders. (Hg.): Befreiung aus der Mündigkeit. Paradoxien des gegenwärtigen Kapitalismus, Frankfurt/M. 2002, 7-12, dort 9. Vgl. auch in der Rückschau des Jahres 2022: Axel Honneth: „Frühes Glück und schnelles Leid“, in: Soziologie Jg. 51, Heft 1 (2022), 7-19.
- 41 Martin Hartmann: „Widersprüche, Ambivalenzen, Paradoxien – Begriffliche Wandlungen in der neueren Gesellschaftstheorie“, in: Axel Honneth (Hg.): Befreiung aus der Mündigkeit, a.a.O., 221-251, dort 236.
- 42 Ebd., 241-249.
- 43 Arno Waschkuhn: Kritische Theorie. Politikbegriffe und Grundprinzipien der Frankfurter Schule, München/Wien/Oldenbourg 2000, 162.
- 44 Jürgen Habermas: „Es musste etwas besser werden ...“. Gespräche mit Stefan Müller-Dohm und Roman Yos, Berlin 2024, 14; vgl. ebd., 20, 143, 148.
- 45 Jürgen Habermas, a.a.O., 76; vgl. ebd., 17, 82, 84f.

Deutsche Bibelgesellschaft

Verständlichkeit + Bibel = Einfach Bibel

Mit der „Einfach Bibel“ ist eine neue Auswahl-Bibel bei der Deutschen Bibelgesellschaft erschienen. Sie enthält 180 Bibeltexte, die sich am Bedarf für die religionspädagogische Arbeit orientieren. Die Ausgabe verfolgt einen inklusiven Ansatz und richtet sich an Jugendliche ab zwölf Jahren, die auf eine leichter verständliche Sprache angewiesen sind. Die Auswahl der Bibeltexte erfolgte anhand von Lehrplänen für den Religionsunterricht der entsprechenden Jahrgangsstufen, von Themenplänen für die Arbeit mit Konfirmandinnen und Konfirmanden und von Lebensthemen junger Menschen heute.

Für die biblischen Texte sind verschiedene Übersetzungen verwendet worden, die sich auf unterschiedliche Weise als besonders verständlich auszeichnen, darunter Texte aus der BasisBibel, der „Bibel in Leichter Sprache“ sowie Nacherzählungen von Hellmut Haug aus dem „Bibelbilderbuch“ (Illustrationen von Kees de Kort). Vereinzelt wurden auch zwei Fassungen nebeneinander abgebildet, wie bei den Zehn Geboten.

Für die bessere Orientierung sind die Seiten der „Einfach Bibel“ übersichtlich gestaltet und mit wenigen, deutlichen Orientierungshilfen versehen. Um einen wei-

testgehend barrierefreien Lesezugang zu ermöglichen, wurde mit „Grace“ eine Schriftart verwendet, die eigens für Menschen mit Leseschwierigkeiten entwickelt wurde. Insgesamt wurde das Layout leseoptimiert gestaltet. So sorgen zum Beispiel die Hintergrundfarben für eine bessere optische Kontrastwirkung. Alle Bibeltexte sind außerdem über einen QR-Code auf der Buchseite als Audiofassung verfügbar.

Herausgegeben wird die „Einfach Bibel“ von der Deutschen Bibelgesellschaft in Kooperation mit dem Fachkreis Inklusion der aeJ (Arbeitsgemeinschaft Evangelischer Jugend), der ALPIKA AG Konfirmandenarbeit und der ALPIKA AG Förderpädagogik/Inklusion in Schule und Gemeinde.

Einfach Bibel. 180 Ausgewählte Texte,
Deutsche Bibelgesellschaft (ISBN 978-3-438-03975-0),
400 S., Farbiger Festeinband,
Format: 175 x 245mm, 15,- €

Weitere Informationen unter:
www.die-bibel.de/einfach-bibel.

FREIHEIT UND VERANTWORTUNG

Skizzen zu einer Theologie ohne die Notwendigkeit des Sündenfalls

Die Zukunft der Kirche wird viel diskutiert, von den unterschiedlichsten Menschen mit durchaus auch unterschiedlichen Interessen und mit unterschiedlichen Ergebnissen. Dabei geht es aber nicht nur um die Zukunft der Kirche. Sicher wollen wir alle auch die Kirche als Institution erhalten, schon alleine um der Menschen willen, die in ihr arbeiten, aber auch um der Kirchen willen – und um der Dinge willen, die die Kirche für unsere Gesellschaft leistet, auch jenseits der diakonischen Aufgaben – also auch deswegen, weil die Kirche der (einzige?) Ort ist, wo, wie es Schleiermacher gesagt hat „Sinn und Geschmack fürs Unendliche“ noch einen Platz haben, wo also Religion noch einigermaßen zuverlässig und ohne allzu viel willkürliche Subjektivität vermittelt wird.¹

Zukunft der Kirche oder Zukunft des Glaubens?

Nun muss aber, ehe man sich an eine Diskussion der Sache machen kann, geklärt werden, was denn vorrangiges Ziel sein soll: der Bestand der Institution Kirche oder der Bestand des christlichen Glaubens.² Dabei ist natürlich zu bedenken, dass Kirche und Glaube nicht gleichbedeutend sein können. Denn Kirche ist ja, sofern sie sich nicht selbst grundsätzlich missversteht, Folge des Glaubens (gerne auch *creatura verbi*, denn das läuft ja auf dasselbe hinaus) und nicht seine Ursache. Deswegen scheint mir vieles an der gegenwärtigen Debatte an der falschen Seite anzufangen, nämlich bei Strukturen der Kirche, bei Planungen für Werbung und gesellschaftliche Bedeutung und bei Überlegungen, was denn die Menschen sich wünschen.

Es waren drei Artikel im *Deutschen Pfarrerinnen- und Pfarrerrblatt* (3/2025), die mich zu diesen und den folgenden Überlegungen angeregt haben: Hans-Jürgen Benedict, *Gott ist barmherzig, nicht allmächtig*; Christoph Schroeder, *Die übersprudelnde Lebensfülle des dreieinigen Gottes*; Gerald Kretzschmar/Timo Schmidt, *Lebensgeschichten und Glaubensgeschichten im kirchlichen Transformationsprozess*.

Erwartungen an die Kirche?

Ich will nur den letzten Artikel kurz inhaltlich ausdrücklich erwähnen, während die anderen beiden inhaltlich in meine Überlegungen einigermaßen untrennbar eingeflossen sind³. Hier geht es um eine Art kirchlichen Bürgerrat, der natürlich nur aus Kirchenmitgliedern besteht. Im Ergebnis wird deutlich, dass die Menschen (zumindest die, die kirchlich verbunden sind –

denn bei denen, die für den Mitgliederrat gewonnen werden konnten, handelt es sich wohl sicher um Menschen, die kirchlich interessiert bis engagiert sind) sich von Kirche durchaus Dinge erwarten, die sie nur hier erwarten können, jedenfalls in einer zuverlässigen und durchschaubaren Form:

- das eigene Schicksal im Lichte Gottes/der Transzendenz zu betrachten und (Deutungs-)Hilfe zu bekommen
- Teilhabe an Religion wie z.B. Gottesdienst, Kasualien
- ein Ort der Gemeinschaftserfahrungen und der Kommunikation ohne Diskriminierung
- ein Platz, an dem man sich mit anderen austauschen kann über Erfahrungen, die das Leben schwer oder leicht machen.

Dies ist gut zu wissen – und es ist gut, mit solchen Erkenntnissen zu arbeiten, wenn es darum geht, Menschen, die in der Kirche sind, weiter an ihr zu halten und sie sinnvoll einzubinden. Allerdings haben wir damit das wesentliche Problem, dass immer mehr Menschen eben gar nicht mehr an Kirche teilhaben (auch wenn sie nicht ausgetreten sind) noch nicht einmal berührt. Und so verhält es sich – leider – mit den meisten Ideen, Programmen und Planungen. Und wenn dann alles nicht funktioniert – das als „Gesundschumpungsprozess“ zu verkaufen, ist nicht nur ziemlich unbarmherzig gegenüber denen, die ihr Leben und Arbeiten der Kirche und den Menschen gewidmet haben, es zeugt auch von einer sehr merkwürdigen Ekklesiologie: Wenn das nämlich so wäre, dann müssten ja die, die jetzt nicht mehr in der Kirche sind, vorher dort kirchliche Krankheiten verursacht haben oder gar selbst diese Krankheiten gewesen sein. Das aber ist ein Kirchenverständnis, das zu keiner der bestehenden Kirchen passt und schon gar nicht zu einer lutherischen Volkskirche.

Theologische „Selbstverständlichkeiten“ infrage stellen⁴

Wir sollten es einmal wagen, unsere theologischen Selbstverständlichkeiten infrage zu stellen. Sowohl unsere Christologie und Theologie als auch daraus folgend unsere Soteriologie und unsere Anthropologie sind heute weder nachvollziehbar noch verstehbar noch wirklich glaubhaft. Und das liegt weder daran, dass die Moderne das nicht mehr nachvollziehen, mag noch daran, dass wir das nicht gut vermitteln. Sondern es liegt daran, dass die theologische Denkfigur, die dafür verantwortlich ist, so sakrosankt zu sein scheint, dass sie niemand ernstlich infrage zu stellen wagt.

Ich rede von dem, was man den „articulus stantis et cadentis ecclesiae“ nennt – oder genauer gesagt: von seinen beiden Voraussetzungen – also von dem, was überhaupt dazu führt, dass die Rechtfertigung zur entscheidenden theologischen Frage wird – nämlich

- von der grundlegenden Sünd- und Schuldhaftigkeit des Menschen, die ja angeblich durch einen ersten, alles weitere menschliche Leben grundsätzlich korrumpierenden Sündenfall begründet ist, und
- von dem Verständnis des Kreuzestodes Jesu als sich daraus gewissermaßen notwendig ergebende Konsequenz göttlichen Handelns, um die Menschen zu retten (dass Gott die Menschen dabei ja schließlich vor sich selbst rettet, ist eine nette Pointe, die freilich nur dann vermieden werden kann, wenn der Sünder vor dem Teufel gerettet werden muss, aber dann haben wir endgültig eine dualistische Religion).

Wie aber kommt es überhaupt zu dieser *Grundstruktur*?

Probleme mit der paulinischen Kreuzestheologie

Natürlich müssen wir dazu vor allem Paulus betrachten. Er, der ja im Grunde der „Erfinder“ der christlichen Religion ist, hat in seinem Denken und in dem Versuch, das Christentum für seine Zeitgenossen sinnvoll erscheinen zu lassen, ein großes Problem. Das ist nicht etwa die Idee der Auferweckung Jesu, sondern sein Kreuzestod. Dieser ist den Griechen (und Römern) eine Torheit und den Juden ein Ärgernis. Deswegen muss er eine Begründung dafür finden, ja eine Art göttlicher – und universaler – Notwendigkeit.

Paulus ist Pharisäer, also ein jüdischer Theologe. Im Judentum spielt das Opfer eine große Rolle. Das aber braucht einen Grund für seine Notwendigkeit, es müssen also die Menschen Sünder sein, damit sie einen Grund haben zu opfern. Ursprünglich bestand die jüdische Ethik aus den zehn Geboten. Die einzuhalten ist aber durchaus möglich (s. Jesus und der reiche Jüngling: Jesus bezweifelt nicht, dass der reiche Jüngling die zehn Gebote gehalten hat!) – dann aber bräuchte es ja kaum ein Opfer.

Um also eine Notwendigkeit der Opfer dennoch zu begründen (und damit dann die Ernährung der Priesterschaft sicherzustellen, die ja im Grunde von den Opfern der Menschen lebt) muss eine Schuld der Menschen festgestellt werden.⁵ Deswegen wird die Zahl der Vorschriften so erhöht und so uneinholdbar gemacht, dass damit die Notwendigkeit der Opfer begründet werden kann.⁶

Zugleich ist Paulus ein Kind der römisch-griechischen Kultur, in der Menschen den Göttern opfern müssen, damit die ihnen wohlgesonnen sind, in der zugleich aber die Vorstellung eines gekreuzigten Gottes „eine Torheit“ ist. Um also den Tod Jesu, des Gottes(-sohnes als Teil einer göttlichen, supranaturalen und zugleich vor- und übergeschichtlichen Drei-Einigkeit) als sinnvoll erscheinendes Ereignis einleuchtend zu machen, braucht es dafür eine göttliche, besser noch eine universale Notwendigkeit (s. später Anselm von Canterbury, Cur Deus Homo). Die ergibt sich dann aus einer Kombination der griechisch-römischen mit der jüdischen Opfervorstellung.

Pfarrer i.R. Friedemann Jung, Jahrgang 1952, Studium in Erlangen, 1978-1979 Wiss. Mitarbeiter bei Friedrich Mildenberger, 1979-1981 Vikariat in Fürth, 1981-1985 Pfarrer und Studentenpfarrer in Bamberg, 1985-2008 Pfarrer an der Erlöserkirche in Würzburg, 2008-2019 Religionslehrer am Matthias-Grünwald-Gymnasium Würzburg.

Sünde, Sühne und Versöhnung

Gott muss die Schuld auf sich nehmen, damit der Mensch von seinen Sünden befreit werden kann. Damit aber alle Menschen schuldig sind, braucht es die Idee der Erbsünde – denn nur dann sind alle Menschen vor Gott schuldig, auch wenn sie subjektiv nicht schuldig sind. Deswegen muss Gott in Jesus, dem Opferlamm, alle Schuld auf sich nehmen. Damit aber sind die Christologie (Jesus ist primär der Retter aus Schuld und Sünde), die Anthropologie (jeder Mensch ist per se Sünder und schuldig) und die Theologie (Gott muss versöhnt werden durch ein Opfer) zu dem geworden, was sie heute noch sind.

Dabei habe ich jetzt durchaus bewusst nicht berücksichtigt, dass gerade Paulus auch ganz anders reden und denken kann – dass wir doch laut 2. Kor. 5,18f durch Jesus mit Gott versöhnt werden (also nicht er mit uns!) und dass die von mir behauptete Eindeutigkeit der paulinischen Kreuzesinterpretation so nicht besteht, dass aber im Laufe der Geschichte diese Seite der Versöhnung kaum eine Rolle gespielt hat – wohl aus demselben Grund, aus dem das Opfer in den Kulturen der paulinischen Zeit so wichtig war: Dass das Festhalten an der grundlegenden und unausweichlichen Schuldhaftigkeit der Menschen sich wunderbar dazu geeignet hat, die Priester und eben später auch die Kirche in den Augen und im Leben der Menschen unverzichtbar zu machen.⁷

Das allerdings funktioniert heute nicht mehr. Jeder Mensch weiß, dass er in seinem Leben Fehler macht, auch, dass er schuldig wird an anderen Menschen – aber dass ihm da ein göttliches Opfer helfen kann, das leuchtet nur sehr wenigen ein – und auch denen nur begrenzt.

Zudem kann die grundlegende Vergebung der Schuld durch Gott allzu leicht dazu führen, dass wir vergessen: Wenn ich anderen etwas angetan habe, muss ich vor allem diese Menschen um Vergebung bitten.⁸ (Die katholische Form, diese Versöhnungsarbeit unter uns Menschen zu umgehen, ist die Beichte – auch wenn da meistens immerhin noch darauf verwiesen wird, dass man den anderen um Verzeihung zu bitten hat. Die protestantische Variante kann im schlimmsten Fall sogar darauf verzichten – es ist ja eh schon vergeben).

Eine erneuerte theologische Anthropologie

Fangen wir mit der *Anthropologie* an (und mit dem, womit ja ein agendarischer Gottesdienst immer anzufangen hat) – mit der Sünde. Wir könnten jetzt die sog. Sündenfallgeschichte (in der das Wort gar nicht vorkommt) ansehen und würden – wüssten wir nicht im-

mer schon alles im Voraus – merken, dass es da nicht um Schuld geht, sondern um Freiheit und Verantwortung.

Dann sollten wir merken, dass Jesus keine Ahnung von einer Erbsünde zu haben scheint, ja, dass er solche Ideen kategorisch ablehnt „Weder dieser hat gesündigt noch seine Eltern“ (Joh. 9,1ff).

Was also ist der Mensch? Er ist ein freies, deswegen aber auch ein verantwortliches Geschöpf Gottes, das sich nicht sich selbst und seiner Leistung oder seiner Frömmigkeit verdankt, sondern der Güte Gottes. Dieser Mensch kann, weil Freiheit eben Verantwortung nach

Welt zu verstehen, als Anfang und Ziel allen Seins – und nicht als Moralwächter im Dienste der herrschenden Moral, die ja immer die Moral der Herrschenden ist. Ob das alles dann als Vorstellung von einem personalen Gott oder als Idee eines Gottes als Urgrund der Wirklichkeit geschieht, ist nicht entscheidend. Wichtig ist, dass dieser Gott auch als ansprechbar gedacht werden kann – und dazu muss eben die Theologie auch trinitarisch bleiben.

Die *Christologie* verkündet das Kreuz dann weniger als Sühnopfer, sondern als Mitsein Gottes im Leid. Damit wird das Kreuz nicht entwertet, der Schwerpunkt der

Christologie liegt aber nun nicht mehr auf dem Kreuz, sondern auf der Auferstehung als Ermöglichung neuen Lebens *im* Leben und *nach dem* Leben. Sie hält die Perspektive der Erlösung, der Neuwerdung, der endgültigen Befreiung auch aus schuldhaften Zusammenhängen offen. Und zur *Soteriologie*: Es geht nicht um die Vergebung der Sünde, sondern um die Befreiung zu einem guten, nicht selbstbezogen auf das je eigene Heil ausgerichteten Le-

ben. Und damit um die Ermöglichung eines immer wieder erneuerten und freien Lebens in Verantwortung vor Gott und den Menschen.

Dabei weiß die *Ethik*, dass das rechte Handeln möglich ist, dass aber das Scheitern ebenso zum Menschsein gehört, wie das Gelingen. Das ändert nichts an der Freiheit des Menschen und an seiner Bestimmung, das Gute zu tun. Auch wird und muss weiter über das Gute gestritten werden, weil es eben vielleicht im Großen klar ist, weil es aber im Detail eben nicht kasuistisch festgelegt werden kann. Zugleich ist festzuhalten, dass dieses Handeln immer in Freiheit und Verantwortung geschieht – und dass der Mensch auch im Scheitern die Möglichkeit des Neuanfanges hat und niemals aus der Liebe Gottes fallen kann.

In der *Eschatologie* wird es dann weniger um die Frage nach dem Gericht gehen – und schon gar nicht darum, wie denn eine eventuelle ewige Höllenstrafe aussehen könnte (oder besser: ob es eine solche denn überhaupt geben kann). Natürlich muss die Frage nach dem Gericht zumindest insofern gestellt und beantwortet werden, als die Idee des Gerichtes unverzichtbar ist für die Opfer der Gewalt und des Unrechts. Dabei darf mancherlei gedacht und im Denken ausprobiert werden – darüber zu entscheiden oder gar selbst zu richten, haben wir aber – Gott sei Dank – nicht. Im Grunde geht es vor allem um den Traum von einer besseren Welt für mich und alle und das ganze Universum – und da dürfen wir uns erträumen, was uns und der Welt gut tut.

Schließlich hat all das auch Auswirkungen auf die *Ekklesiologie*: Die Kirche wird zum Raum der Ermöglichung eines freien, guten menschlichen Lebens, angeleitet von der Ethik und erwartbar gemacht durch die Hoffnung auf ein neues Leben im Hier und Jetzt und in der Ewigkeit, wie immer die dann gedacht wird – sei es



**Unsere Christologie und
Theologie, unsere Soteriologie
und Anthropologie sind
heute weder nachvollziehbar
noch glaubhaft.**

sich zieht, ja beinhaltet, sein Leben auch verfehlen. Dafür muss er dann auch keinen Schuldigen suchen, wie wir das heute eigentlich immer machen.

Am besten wäre es, wenn man denn von Schuld reden will, dies in der Konkretion zu tun – und zwar bitte nicht in der kleinlichen und aufs Private spezialisierten Form der meisten evangelikalen Gemeinden, sondern in der auch und vielleicht sogar vor allem auf schuldhaften und schuldig machende Strukturen und Zusammenhänge verwiesen wird.⁹

Der Mensch ist von Gott mit freiem Willen beschenkt und belastet; seine Aufgabe, ein gerechtes Leben zu leben, kann er verfehlen und er kann sich weder selbst schaffen als den, der er gerne wäre noch kann er sich einfach aus schuldhaften Zusammenhängen befreien. Er muss aber dafür auch keinen Schuldigen suchen (sei es Gott oder, wie man es heute in der gesamten Welt ja zu tun pflegt, der andere Mensch.)¹⁰

Vielmehr kann er sich selbst realistisch sehen und anerkennen, dass ihm oft genug nur das gute Meinen und Wollen bleibt – und er muss sich nicht vor Gott fürchten, denn der wird *alles* zurechtbringen. Da zeigt sich dann auch, dass unsere allgemeine Vernachlässigung der Eschatologie ziemlich verheerende Konsequenzen hat, denn ohne diesen Blick in solche Weite (die unserem Blick freilich entzogen ist) haben wir keine Hoffnung und keine Verheißung für unser Leben. Solange wir aber die letzten Dinge als moralische Drohkulisse benutzen, kommen wir da nicht weiter.

Konsequenzen für die Gotteslehre, die Christologie, Ekklesiologie, Ethik etc.

Das bedeutet in der *Theologie*, Gott als Ermöglicher allen Lebens und als Hoffnung für den Einzelnen und die

als Sein bei Gott, als Wiedergeburt, als Erneuerung oder als Eingehen in die Sphäre reinen Seins (was immer das sein mag!) Kirche wird erfahrbar als Ort der Befreiung von den eignen Zwängen und von denen der Gesellschaft – aber eben nicht im Sinne einer narzisstischen

Selbstbezogenheit, sondern im Sinne einer verantwortlichen, auf die anderen und das Ganze der Welt bezogenen Verantwortlichkeit.

■ Friedemann Jung

Anmerkungen

1 Ich rede hier von Religion und meine damit natürlich die christliche – und schließe damit alle Konfessionen ein. Und ich will keine Debatte darüber führen, ob und inwieweit das Christentum keine Religion, sondern Offenbarung sei – diese Debatte war einst sinnvoll, ist heute aber obsolet, zumal das Christentum heute weniger in Konkurrenz zu anderen Religionen steht, als vielmehr zu einer religiös indifferenten, zugleich aber sich als spirituell verstehenden, subjektivistischen Idee des Religiösen als Mittel der Selbstoptimierung.

2 Ich weiß natürlich, dass wir das nicht „machen“ können, aber ich denke, wenn wir über die Zukunft von Kirche nachdenken, können wir nicht umhin, auch die Frage nach der Zukunft des Glaubens zu stellen.

3 Ich erlaube mir solch als unwissenschaftlich geltendes Verhalten, aber ich kann beim besten Willen nicht jeden irgendwo gefundenen Gedanken, jede mir zuteil gewordene Anregung nachweisen – und falls ich das könnte und täte, ergäbe das eine unendliche Zahl an Fußnoten; die schon eingefügten reichen.

4 Ich will hier dringend anmerken, dass alle meine Überlegungen genau das sind: Überlegungen. Keine Dogmatik, keine Lehre und schon gar keine Wahrheit. Ich glaube auch nicht, dass in unserer heutigen

Zeit und Situation ein einzelner Stubengelehrter den ganz großen Wurf leisten kann und wird. Aber vielleicht können ja immer wieder und immer aufs Neue Gespräche und so eine Art Denkgemeinschaften entstehen, in denen auch mal Ungewohntes und Ungewisses bedacht werden kann.

5 Sicher ist damit auch eine Parallele zum Ablasshandel zu erkennen – auch da ging es ja primär um die Bereicherung der Kirche und des Klerus.

6 Wobei in der mittelalterlichen Kirche vor allem der gesamte Bereich der Sexualität hier wunderbar genutzt werden konnte; die kirchliche Sexualmoral, gesellschaftlich zwar anerkannt, aber nie eingehalten, eignete sich in ihrer Restriktivität deswegen so gut, weil man ihr gar nicht entsprechen konnte – und so war dann wirklich jeder ein Sünder, besonders freilich *jede*, denn das „Weib“ war ja die Verföhrerin.

7 Dass das zumindest zum Teil auch heute noch – zumindest so ähnlich – versucht wird, zeigt sich an manch evangelikalen Missionsversuchen, in denen den Menschen zuerst andemonstriert wird, wie schlecht und böse sie doch seien, um dann den lieben Herrn Jesus als Retter aus dem Hut zu zaubern.

8 Hier nur eine kleine Randnotiz: Wir pflegen uns im Zweifelsfall zu entschuldigen – das ist im Grunde eine unmögliche Formulierung. Ich kann nur darum

bitten, der andere möge mein Verhalten entschuldigen.

9 Das wird dann zwangsläufig politisch, weil es aufzeigt, dass das individuelle Fehlverhalten eben nicht einfach nur individuelles Fehlverhalten ist, sondern allzu oft im Rahmen und unter dem Druck bestimmter ungerechter Verhältnisse nachgerade notwendigerweise entsteht.

10 Sehr interessant dazu „Theodizee, Geschichtsphilosophie, Gnosis“ von Odo Marquard, (in: Norbert W. Bolz/Wolfgang Hübener (Hg.), *Spiegel und Gleichnis. Festschrift für Jacob Taubes*, Würzburg: Königshausen & Neumann 1983, 160-167.) Weil Gott als Verursacher (oder zumindest Dulder, Erlauber) des Übels in der Moderne ausfällt, muss der Mensch (als allein mächtig, ja allmächtig und allein verantwortlich gedacht) auch allein schuldig sein. So wird die marcionitische Lösung der Theodizeefrage, nach der es neben dem guten Gott der Erlösung auch einen bösen Gott der Schöpfung geben muss, nun auf die Menschen übertragen. Es gibt gute und böse Menschen – und das ist quasi eine ontologische Differenz. Die wird nun aber nicht intrapersonal festgemacht, sondern natürlich interpersonal: Nicht in mir ist Gut und Böse, sondern in mir ist das Gute, in je anderen das Böse.

BRIEF AN „JIRGENDWEN“

Fünf Thesen zum Malum naturale der Theodizee

Sich durch misslungene Theodizee begründender Atheismus beruht auf einem großen Missverständnis, einem Missverständnis, das Theisten und Atheisten allerdings sehr, sehr oft teilen.

Liebe(r) Jirgendwer,

es gibt ja kaum noch jemanden, der sich für das hier zu bedenkende Problem interessiert. Es gar in Briefform besprechen zu wollen, ist heute so antiquiert, dass man auch gleich auf Pergament schreiben könnte. Deshalb bist Du in der Tat Jemand und nicht irgendwer, solltest Du weiterlesen. Ich hoffe, meine kleine Wortschöpfung „Jirgendwer“ macht dich gespannt darauf, was noch kommt.

Und da Du bis hierher schon gelesen hast, ist Dir wahrscheinlich auch nicht neu, dass erst ein gewisser Gottfried W. Leibniz unserem Problem vor gut 300 Jahren seinen heutigen Namen gab? Du stimmst ebenso zu, wenn ich mich in der Definition von Leid des alten Leibniz' Unterscheidung zwischen dem Malum naturale, dem natürlichen Leid oder Übel, und dem Malum morale, dem moralisch Bösen, anschließe? Dann aber dürften wir schon festhalten können:

Das weitaus meiste Leid dieser Welt verursacht der Mensch. Dafür sind Menschen allerdings auch selbst verantwortlich, zugelassen von Gott, weil das Böse Preis menschlicher Freiheit ist. Wo Gott in ein Malum morale aktiv eingriffe, wäre auch die Entscheidung gegen Gott aufgehoben, also z.B. Wladimir Putins, aber auch Deine und meine Freiheit nicht mehr gegeben. (So erhält auch Mt. 5,45 seinen Sinn.)

Um dem menschlichen Bösen aber nicht das letzte Wort zu lassen, bietet Gott jedem jederzeit prinzipiell die Möglichkeit zur Umkehr und Vergebung. In der Begegnung mit Jesus von Nazareth ist diese Möglichkeit ganz besonders gegeben. Und für die, welchen durch ihre Mitmenschen Leid welcher Art auch immer zugefügt wird, gilt die Verheißung: „Und Gott wird abwischen jede Träne von ihren Augen und der Tod wird nicht mehr sein ...“ (Offb. 21,4).

Das kann man nun glauben oder nicht. Aber es gibt in einer als frei geschaffenen und damit notwendig ambivalenten Welt, in der Zerstörung und Tod nicht das letzte Wort haben sollen, keine andere Möglichkeit, Menschen zu ihren Gunsten zu lenken als über das Angebot des Vertrauens auf einen überströmend gütigen, allmächtigen Gott. Innerhalb des Horizontes dieses Glaubens ist dies bereits vollkommen schlüssige Theodizee – „Rechtfertigung Gottes“. Denn nur so können Allmacht und Freiheit koexistieren.

Wann immer wir dieses Angebot also nicht annehmen, sorgen wir Menschen für das Böse in der Welt selbst. Für die natürlichen Übel hingegen, das Malum naturale, bleibt als Urheber nur Gott allein. Warum lässt ein angeblich allmächtiger *und* guter Schöpfer tödliche Krankheiten, extremste Naturkatastrophen, höchst ungerechte Verteilung natürlicher Lebensgrundlagen etc. etc. zu? Kann man tatsächlich daraus, dass es das alles ja gibt, legitim folgern, dass es einen guten *und* allmächtigen Gott, an den und dem man glauben kann und sollte, dann doch nicht gibt? Darauf versuche ich fünf Antworten, wobei die fünfte auf die ersten vier baut.

Vergänglichkeit

1. Wenn etwas außerhalb Gottes, in dem alle guten Eigenschaften vereint sind (vgl. Gödels mathematischer Gottesbeweis), existieren soll, dann muss es notwendigerweise qualitativ weniger gut sein als Gott selbst, denn sonst wäre das Geschaffene dem Wesen nach mit Gott identisch. Mit dieser Differenz beginnt das Malum naturale. Denn Gott zerfällt nicht in ein ewig Gutes und ein ewig Übles – das wären zwei Götter. Sondern die Übel sind ein notwendiger Bestandteil der Schöpfung durch den einen ewigen Gott, der mit der Schöpfung der *Zeit* (= Anfang und Ende) auch Werden und Vergehen ins Dasein ruft. Vergänglichkeit ist dann das, was wir, die wir Leben als gut begreifen *müssen*, um leben zu *wollen*, als Übel verstehen. Jedoch ist dieses Übel kein Übel in sich, sondern schlicht Preis des Lebens. Damit wiederum ist Vergänglichkeit als erster Grund allen natürlichen Leides kein Argument mehr gegen die Existenz eines guten Gottes.

Was ist „gut“?

2. Doch wie ist eigentlich das Wörtchen „gut“ in der Frage nach dem guten Gott und dem Leid zu verstehen? Danach wird ja höchst selten gefragt! Nun, als „gut“ können wir wohl definieren: „*was dem Leben dient*“. Es gibt im Universum aber nichts, was dem Leben nicht diene. Physiker nennen das das Anthropische Prinzip: Zwischen dem Werden und Vergehen der Materiekonstellationen, die wir beobachten können, existiert eine hierarchische Dependenz: Komplexe Materieverbindungen beruhen auf einfacheren, diese wiederum auf einer wirklich (!) unfassbar (!) verblüffenden (!), mit extremster (!) Exaktheit (!) austarierten (!) Feinabstimmung (!) untereinander. Der Astrophysiker Josef M. Gassner veranschaulicht diese Präzision mit dem Bild mehrerer Rasierklingen, die lotrecht (!) aufeinander (!) stehen (!) und so bleiben! Ohne solche Feinabstimmung wäre unser gesamter Kosmos völlig unmöglich. Es gäbe kein Leben und natürlich auch kein menschliches Leben.

Hierarchische Dependenz gilt überdies auf der Erde: Überall, wo Leben stirbt, wird es Grundlage anderen Lebens, und zwar immer von unten nach oben, von den simpelsten hin zu den komplexesten Lebensformen. Wenn wir Leben aber *grundsätzlich* bejahen und auch bejahen, dass es uns als dessen evolvierte Konsequenz gibt, dann ist selbstredend auch dessen Quelle, für die wir synonym das Wort GOTT einsetzen, „gut“. Dann jedoch ist natürliches Leid (= Werden und Vergehen) kein Argument mehr gegen die Existenz eines „gut“ zu nennenden Gottes.

Natürliches Leid

3. Nun gehören zum Leid aber nicht nur Werden und Vergehen, sondern auch der Schmerz. Vielleicht hat Schmerz sogar den größeren Anteil an unseren natürlichen Leiderfahrungen? Denn damit, dass wir vergehen, also sterben müssen, könnten wir uns vielleicht noch abfinden, solange wir alt und lebenssatt werden dürfen. Aber wozu all der Schmerz? Es gibt ja sogar schmerzfreies Leben auf unserem Planeten, und zwar in primitiver Form. Einzeller z.B. dürften ein schmerzfreies Leben haben, weil ihnen die Nervenzellen zur Schmerzempfindung fehlen. Je höher allerdings ein Lebewesen entwickelt ist, um so schmerz- und leidvoller scheint es werden zu können.

So drängt sich mir der Gedanke auf, dass Schmerzfähigkeit zur Entwicklung höherer Lebensformen gehört wie der Kreis zum Rad, wie das Dreieck zur Pyramide, wie die Kugel zum Ball. Kein noch so allmächtiger Gott wird aber je ein eckiges Rad oder eine kugelförmige Pyramide erschaffen, einfach weil in GOTT als Quelle des Seins auch Logik, Mathematik und Naturgesetze enthalten sind (ohne dass sein Sein sich notwendig darin erschöpfte, vgl. Joh. 1,1ff). Analog kann es dann logisch kein schmerzfreies Leben geben, das *gleichzeitig* auch höher entwickelt wäre. Ja, natürliches Leid ist geradezu die Bedingung für höher entwickelte Lebensformen, was Evolutionsbiologen wohl gleich bestätigen würden. Denn in möglichst weitgehender Schmerzvermeidung

vollzieht sich die Anpassung der Arten an ihre jeweiligen Umgebungen.

An der Spitze dieser Entwicklungen steht bis jetzt der Mensch. Will er diese Position für sich, dann muss er nun auch das *natürliche* Leid gutheißen, das seiner Lebensform entspricht, denn es ist ja Bedingung seiner Existenz. Dann aber spricht die Existenz von *natürlichem* Leid nicht gegen die Existenz eines guten Gottes – sondern sogar *dafür*.

Sinnerfahrungen

4. Erst natürliches Leid macht die Erfahrung von *Sinn* möglich. Unsere Lebensinhalte bestehen ganz wesentlich darin, Leid von uns so gut wie möglich fernzuhalten. Wo uns das gelingt, ruhen wir uns aus und sind eine Weile glücklich und zufrieden. Aber mit der Zeit brauchen wir neues Leid, dem wir entgegentreten können. (In einem Gedankenexperiment kann man zeigen, dass das tatsächlich so ist: Setzen wir uns einmal an Gottes Stelle! Erhören wir alle Gebete! Schaffen wir so alles natürliche Leid dieser Erde ab! Erdbeben, Dürren, Überschwemmungen, jede Krankheit, jede Form von Hunger und Durst, dazu Zahnschmerzen und Mückenstiche! Das Ergebnis: Tagaus, tagein würden wir nichts tuend un hungrig und undurstig in der nicht zu warmen, nicht zu kalten Sonne von Utopia liegen – und das wäre unaushaltbar!)

Wieder zeigt sich: Natürliches Leid spricht nicht gegen die Existenz eines guten Gottes, sondern sogar dafür. Denn erst durch natürliches Leid werden Sinnerfahrungen (= Lebensinhalte, deren Erreichung uns für eine Weile zufriedenstellen) möglich.

Anthropomorphismen

5. Der Begriff der *Allmacht* schließlich wird sehr häufig unreflektiert gebraucht. Unter einem nicht nur guten, sondern auch allmächtigen Gott wird gemeinhin verstanden, was Georg Büchner (1813-1837) seinen „Lenz“ in der gleichnamigen Erzählung ausrufen lässt: „*Wär' ich allmächtig, sehen Sie, ich würde retten, retten ...*“.

Da wunderbare Rettung aus verzweifelter Lage zwar durchaus vorkommt, doch immer wieder nach nicht wirklich verständlichen Kriterien zu geschehen scheint, denken viele: Entweder gibt es den *guten* Gott nicht, denn Rettung wird zwar dem einen, aber nicht dem anderen zuteil. Oder es gibt den *allmächtigen* Gott nicht, denn der würde ja alle und nicht nur einzelne retten. Dabei fällt allerdings kaum jemandem auf, dass wir hier nicht von Gott im Sinne der Punkte 1-4 sprechen, sondern von einem ins Kosmische hinein vergrößerten Georg Büchner, der sich selbst an Gottes Stelle setzt. Auch bemerkt kaum jemand, dass in der Abweisung *dieses* Gottes eigentlich nur ein Anthropomorphismus negiert wird, wie ihn rudimentär schon die Tora ablehnt (vgl. Ex. 20,4-5; Dtn. 5,8).

Doch daraus, dass ein in kosmische Dimensionen projizierter Mensch nicht Gott ist, zu schließen, dass es dann GOTT nicht geben könne, ist schlicht unsinnig und zeigt, nebenbei, einmal mehr die Hybris des Homo

sapiens, der als mächtigstes Lebewesen dieses Planeten zur Selbstkorrektur dringend eines göttlichen Gegenübers bedürfte. Ein Begriff von Gott und das Wort „GOTT“ sind also schon deshalb sinnvoll; dies allerdings nur, wenn Wort und Begriff denknötwendig *zuerst* mit der *Quelle allen Seins*, mit der *Bedingung der Möglichkeit von Allem*, mit der *Macht, die alles ermöglicht, was uns selbst ausmacht, was uns je umgab, umgibt, umgeben wird*, gleichgesetzt werden. In diesem Sinne ist GOTT dann natürlich auch *allmächtig*, oder präziser: *allwirksam*. Denn er ist es ganz offenbar nicht in dem Sinne, in dem ein kosmisch großer Georg Büchner gerne allmächtig gewesen wäre!

Allmacht und Allwirksamkeit

Der Begriff der Allwirksamkeit schließt nämlich den der Allmacht ein, nicht aber der Allmachtsbegriff den der Allwirksamkeit. Allwirksamkeit ist total, Allmacht hingegen, wie Büchner bei genauem Hinsehen durchaus erkennen lässt, eben keine *Allmacht*, sondern selektiv, und so in Wirklichkeit eine verschleierte Verkleinerung GOTTes: Diese Allmacht kümmert sich nämlich *nur* um die Menschen. Wo bleibt da der gigantische Rest der Schöpfung, wo die hierarchische Dependenz des Lebens in seiner Gesamtheit? Sollte ein für seine gesamte Schöpfung guter Gott jenen so weitaus größeren Teil seiner Schöpfung *nicht* lieben, was so viel heißt wie: dessen Leben und Wohlergehen aktiv *nicht* wollen?

Büchners Allmacht ist mithin eine Projektion menschlicher Macht ins Unendliche. Erinnern wir uns zudem an das Gedankenexperiment von Punkt 4: Zu Ende gedacht würde solche Allmacht in ein wahrhaft unaushaltbares Utopia führen. (Wobei ich bekenne: Auch ich war dieser Projektion jahrzehntelang erlegen, hatte daraus die falsche Schlussfolgerung gezogen, den Glauben lange verloren und lediglich als eine große Sehnsucht konserviert ...)

Daraus, dass diese wesentliche Unterscheidung am Allmachtsbegriff kaum gemacht, geschweige denn gelehrt wird, erwächst nun ein Vorwurf, den die *Kirchen* sich gefallen lassen müssen. Denn durch sie entsteht dieses irrije Gottesverständnis! Wer einwendet, dass die Bibel selbst doch an unzähligen Stellen von der Allmacht

Markus Maria Sorge, Jahrgang 1960), „katholischer Theologe evangelischer Konfession“, Studium in Münster und an der jesuitischen phil.-theol. Hochschule St. Georgen in Frankfurt/M., 1988 Abschluss mit einer Homiletik-Arbeit „Der Zweifel auf der Kanzel“, 1989 nach Norwegen ausgewandert und 2015 Diensteintritt in „Den Norske Kirke“, ohne die röm.-kath. Kirche formell zu verlassen (das Einwohnermeldeamt setzte der Doppelkonfession ein Ende, als er 2016 nach Deutschland zurückkehrte, seither lutherisch), gegenwärtig Religionslehrer für die Evang. Berufsschularbeit in Berlin.

Gottes spreche und so zu Büchners und unserem angeblichen Missverständnis führe, vergisst, dass wir in der Bibel ausschließlich Stimmen von Glaubenden hören. Wer aber glaubt, der liebt. Und wer liebt, ist nicht objektiv. Wer liebt, beschreibt nicht präzise. Wer liebt, malt Bilder, gerne große, schöne Bilder, und nutzt dazu die Vorstellungen seiner Menschenwelt, zeit- und umgebungs-, erfahrungs- und persönlichkeitsbedingt.

So schließt sich der Kreis: Wenn eine Ahnung GOTTes einem Ersten in *mystischer* Erfahrung, d.i. grundsätzlich *in absolut subjektiver Wahrnehmung* – offenbar geworden ist, diese als glücklich machend gefühlt wird, dieser Erste in Jubel ausbricht und nun von GOTT zur Beschreibung seiner Erfahrung u.a. als «allmächtigem Herrscher» spricht, schreibt, singt – das Bild übernimmt er heute aus einer in unseren Breiten längst versunkenen Gesellschaftsform –, hält ein Zweiter, der diese Jubelerfahrung nicht gemacht hat, das *Bild* für die Realität, nach der er suchen soll, und findet sie so oft nicht, gerade nicht in unseren Tagen! Findet er sie aber, greift er freudig zu den Bildern, die in unserem Kulturraum schon Zig Generationen vor ihm benutzt haben, und stimmt ein in deren Ausrufung in die Welt. Wobei zumeist weder er noch die Welt bedenken: Ein Bild mag noch so perfekt gemalt sein, die Realität, die es festzu-

halten sucht, ist immer größer als das Bild. Immer! Ein Bild ist nie selbst die Wirklichkeit, auf die es sich bezieht. Nie! Es verweist auf diese nur. Stets!

So ist also, wenn man genau hinschaut, der Glaube an einen guten *und* allmächtigen Gott völlig konsistent. Sich durch misslungene Theodizee begründender Atheismus beruht auf einem großen Missverständnis, einem Missverständnis, das Theisten und Atheisten allerdings sehr, sehr oft teilen.

Damit wäre mein Ansatz präsentiert. Freilich wären Details noch zu präzisieren und zu diskutieren. Wer immer mir den Kopf waschen möchte, sei dazu ausdrücklich befugt – unter Vorbehalt des Shampoos! Dogmaschaum und/oder Orthodoxyn-Zusätze jedweder Herkunft und Dosierung verträgt meine Kopfhaut nämlich nicht, da bin ich höchst allergisch! Denn es lässt sich nur glauben, was die Vernunft übersteigt, nicht aber, was ihr widerspricht.

In Erwartung anregenden Gespräches grüßt Dich,
liebe(r) Jirgendwer,
Dein

■ Markus Maria Sorge*



ECHO UND AUSSPRACHE

„Berufung ohne Ablaufdatum“ von Traugott Farnbacher, DPfBI 8/2025, 446ff

Am Kern der Sache vorbei

Es ist ja nicht verboten, ein im Kolonialismus gegründetes Missionsverständnis zu vertreten. Aber leider geht das, was Traugott Farnbacher als „koloniale Ambivalenzen“ bezeichnet, am Kern der Sache vorbei: dass der sog. „Missionsbefehl“, wie Mt. 28,18ff seit William Careys 1792er Publikation „Untersuchung über

die Verpflichtung der Christen, Mittel aufzuwenden für die Bekehrung der Heiden“ gelesen wird, ein Geisteskind des kolonialen britischen Empires ist. Selbst das 100 Jahre später entstandene Lied „Der Tag, mein Gott, ist nun vergangen“ atmet den Geist des Empires, in dem die Sonne nie untergeht; mögliche kolonialkritische Aussagen, etwa dass es das Lob Gottes rund um die Welt sei, das nie verklinge, und nicht die Sonne des Empires, konnten sich der kolonial-freundlichen Rezeption nicht entgegenstemmen.

In die Zukunft aber führt Farnbachers rückwärtsgewandte Glanz-und-Gloria-Sicht der protestantischen Missionsgeschichte nicht. Erst die kritische Erkenntnis, wo kirchliches Leben mit Macht paktiert (hat) – wie eben in Europa in der Zeit des Kolonialismus – öffnet den Blick für das Zeugnis vom Gott des Lebens als *mission from the margins*. Wir in Europa sind ganz überwiegend vermutlich auf der Seite der anderen marginalisierenden Macht verortet.

■ Ravinder Salooja

„Corona – Grundlagen für eine Aufarbeitung“ von Günter Renz, DPfBI 8/2025, 456ff

Zahlen richtig interpretieren

Der Beitrag von Günter Renz enthält manches an Richtigem und Bedenkenswertem. Anderes aber kann nicht unkommentiert stehen bleiben, da es zu eindimensional interpretiert oder aus dem Zusammenhang gerissen wird. Und einiges ist leider auch schlicht falsch. Insgesamt ist Renz erkennbar bemüht, mit Hilfe von Zahlen die Schwere der Pandemie deutlich zu machen, um Verständnis für den politischen Umgang mit ihr zu wecken, besonders wenn es um die Person von Angela Merkel geht, deren Autobiografie er gelesen und für deren persönliche Sicht er viel Verständnis hat.

Es geht los mit der Beschreibung der Ministerpräsidentenkonferenz am 29.9.2020, auf der Angela Merkel nach den Worten von Renz darüber informiert war, dass die Infektionszahlen sich in den zurückliegenden drei Monaten jeweils verdoppelt hätten. Wenn dem so war, war sie aber falsch informiert. Die Gesamtzahl der registrierten Infektionen lag am 1.10.2020 bei 291.722 (Quelle: tageschau.de am besagten Datum). Etwas mehr als die Hälfte davon, nämlich 161.703 waren am 2.5.2025 erreicht (gleiche Quelle), was eine einfache Verdopplung binnen etwas mehr als fünf Monaten bedeutet.

Hinzu kommt, dass es sich bei den statistisch erfassten Infektionen in Wahrheit um die Anzahl positiver Testergebnisse handelt, was die Aussagekraft der Zahlen ohnehin massiv relativiert. Denn die Zahl positiver Testergebnisse hängt selbstverständlich davon ab, wer wie oft und aus welchem Grund oder bei welchem Anlass getestet wird. Und das hat sich im Laufe der Pandemie immer wieder geändert.

Übersterblichkeit und Schutzmaßnahmen

Der nächste von Renz angeführte Fakt, der enormen Eindruck machen kann, wenn man ihn isoliert betrachtet, sind die Todeszahlen und die damit verbundene Übersterblichkeit. Ab dem 16.10.2020 lagen die Todeszahlen tatsächlich, wie er schreibt, täglich über denen aller Jahre davor ab 2000, wie jeder

in der von ihm angeführten Quelle destatis.de nachlesen kann. Ähnliches gilt für den April. Auch da war das Jahr 2020 Spitzenreiter in den Todeszahlen, wie aus derselben Statistik zu ersehen ist. Aber in der gesamten Zeit davor und dazwischen eben nicht. D.h. besonders hoch waren die Sterbezahlen immer in den Zeiträumen, als die Maßnahmen besonders streng waren (Lockdowns). Nein, das bedeutet nicht, dass mehr Menschen an den Maßnahmen als an Covid 19 gestorben sind, denn immer parallel zu den Todeszahlen stiegen auch die erfassten Krankheitsfälle an, so dass dieser Zusammenhang nicht zu leugnen ist. Aber es stellt zumindest den Nutzen der Maßnahmen infrage.

Und interessant ist auch, dass man in derselben Statistik ähnliche Ausschläge der Zahlen nach oben für die Monate Februar und März in den Jahren 2017 und 2018 findet (bisher heftigste Grippewelle dieses Jahrhunderts). Man muss nun wirklich weder Verschwörungstheoretiker noch Coronaleugner sein, um sich darüber zu wundern, warum es dann in der Zeit überhaupt keine Maßnahmen gab. Die Antwort liegt auf der Hand: Weil es keine so weit verbreitete Angst vor Grippe wie vor Covid 19 gab.

Richtig ist dann die Feststellung im nächsten Absatz, wonach Erkrankungen, schwere Verläufe und Todesfälle insbesondere die ältere Generation betrafen. Aber was folgt daraus? Die gesamte Altersgruppe der unter 60jährigen fällt kaum ins Gewicht, die der unter 50jährigen liegt bei den Todesfällen sogar bei unter 1% (Quelle: Statista), wobei noch zu bedenken ist, dass nicht getrennt wurde zwischen „an“ und „mit“ Covid 19 Verstorbenen. Die Gruppe der unter 30jährigen machte bei den Todeszahlen unter 0,1% aus. Dennoch wurden Schulen, Kindergärten und Outdoor-Spielplätze (!) geschlossen.

Der Altersdurchschnitt der an und mit Covid19 Verstorbenen lag während der gesamten Pandemie immer nahe an der auch sonst durchschnittlichen Lebenserwartung. Nein, das heißt tatsächlich nicht, dass gerade diese Menschen wenige Wochen später sowieso gestorben

Apropos Leserzuschriften

Möglicherweise suchen Sie hier vergeblich Ihre Zuschrift. Leider können wir nur einen geringen Bruchteil aller Zusendungen, die uns erreichen, zur Veröffentlichung bringen. Mehr Kommentarmöglichkeiten finden Sie bei den Beiträgen auf der Homepage des Deutschen Pfarrerinnen- und Pfarrerblatts.

www.pfarrerverband.de



**Die Website für Menschen
im Pfarrdienst
in Deutschland.**



wären, wie Günter Renz richtig festhält. Aber es bleibt dennoch eine Altersgruppe, bei der Sterben an sich nichts Unnormales ist. Und niemand stirbt nur an Altersschwäche. Es kommt immer noch ein Auslöser hinzu. Nach meiner Wahrnehmung waren sich viele über 80jährige dessen auch bewusst und hätten lieber die verbleibende Zeit genossen, bis sie auf irgendeine Weise aus dem Leben scheiden, als zum Schutz vor dieser einen Weise den Großteil der noch verbliebenen Lebensqualität zu opfern.

„Angst“ oder „Besorgtheit“?

Als nächstes definiert Renz dann die „Angst“, die während der Coronapolitik-Krise der Motor vieler Maßnahmen und deren Akzeptanz war, zur „Besorgtheit“ um. Da möchte ich ihn gerne fragen, wozu. Es klingt milder, ändert aber nichts an den Folgen. Unabhängig von der Bezeichnung führte es einerseits zu sinnvollen Maßnahmen wie verpflichtenden Tests bei gewissen Veranstaltungen oder zu Veränderungen bei der Unterbringung von Arbeitern in Massenunterkünften (Renz nennt zu Recht die Firma Tönnies als Beispiel). Aber es führte ebenso zu unsinnigen, völlig maßlosen und nichtsnutzigen Maßnahmen wie kompletten Lockdowns, Maskenpflicht im Freien, Besuchsverboten an Orten ohne Infektionsgeschehen, Impfnötigung oder Sportverbot. Oder, um mal zum kirchlichen Bereich zu kommen: Der generelle Ausschluss von Menschen, das Vorenthalten von Wort und Sakrament, die Beteiligung an ideologisch gefärbten Kampagnen und die ethisch-moralische Goutierung überzogener und grundrechtsmissachtender Maßnahmen widersprechen nun einmal allem, wofür das Christentum steht – das kann man

drehen und wenden wie man will; es ändert sich nicht.

Unschöne Kollateralschäden

Einige unschöne Kollateralschäden der Coronamaßnahmen führt Günter Renz selbst auf: Benachteiligung von Kindern und Leistungsabfälle im Homeschooling; Vertrauensverlust vieler Menschen gegenüber der Politik; Menschen, die einsam und isoliert gestorben sind, usw. Die Liste ließe sich beliebig erweitern: Die Behandlung anderer Krankheiten kam zu kurz, was ebenfalls zu Todesfällen führte; Maßnahmen, die vor Covid schützten, haben uns auch von anderen Erregern abgeschirmt und unser Immunsystem dauerhaft geschwächt, was sich bis heute in hohen Krankschreibungszahlen niederschlägt; psychische Erkrankungen haben deutlich zugenommen; Arbeitsplätze gingen verloren und Firmen pleite; es wurden Unmengen von Geld in Form von Hilfen in Umlauf gebracht, denen keine Wirtschaftskraft gegenüberstand (wie denn auch bei Stillstand?), wodurch unsere Währung zum hohlen Ballon wurde (die derzeit hohe Inflation liegt wohl kaum „nur“ am Ukraine-Krieg); Datenschutz blieb in vielen Bereichen auf der Strecke; wir haben uns daran gewöhnt, dass Rechte viel leichter eingeschränkt oder sogar vorenthalten werden können, als es vor der Pandemie auch nur denkbar gewesen wäre; durch erhöhten Verbrauch von Gas, Wasser, Strom, Einwegprodukten und Verpackungen hat die Umwelt massiv gelitten, während zugleich auch das Bewusstsein für den Umweltschutz zurückgegangen ist; Diffamierung und Denunzierung als Methoden der Streitkultur sind salonfähig geworden; die Gesellschaft ist gespalten. Und das ist immer noch längst nicht alles.

Oder, um es auf den kirchlichen Bereich einzuengen: Heute werden viele Kirchen nicht einmal mehr Heiligabend voll, die es bis 2019 noch wurden; Gemeinden, die über lange Zeit das Singverbot aufrechterhalten haben, haben das Singen auch verlernt; selbst in der Diakonie wurde Menschen Seelsorge vorenthalten; und wie in die Politik haben viele Menschen auch in die Kirche das Vertrauen

verloren, denn wer braucht schon eine Kirche, die in der wirklichen Not nicht da ist und gerade in schweren Zeiten nur den Mächtigen nach dem Munde redet. Beides war zwar nicht immer so, aber wo doch, blieb diese fatale Wirkung nicht aus. Und auch das ist längst nicht alles.

Grundrechte auch in Krisenzeiten wahren

Das meiste davon ist leider nicht in Zahlen erfassbar, deswegen aber nicht weniger schlimm als das, was man mit Inzidenzwerten, Todesfällen, R-Werten, Infektionszahlen u.ä. ausdrücken kann. Und jede Zahl sagt immer erst etwas aus, wenn sie auch einen Referenzwert hat und man ihre Hintergründe kennt. Das wird leider viel zu oft vergessen. Die prozentual hohe Belegung von Intensivbetten mit Covid-Patienten z.B., die oft benutzt wurde, um Angst (oder Besorgtheit) zu erzeugen, steht in einem anderen Licht, wenn man weiß, dass Gesundheitsminister Spahn dafür gesorgt hat, dass die Gesamtzahl der Intensivbetten während der Pandemie reduziert wurde (!).

Unterm Strich bleibt festzuhalten: Die Pandemie gab es wirklich und die Politik musste handeln. Aber spätestens mit der Außerkraftsetzung von Grundrechten hat der Staat seine Kompetenzen in der Coronazeit weit überschritten. Denn wozu brauchen wir Grundrechte, wenn sie nur in den Zeiten gelten, in denen sie nicht bedroht sind. Sind sie nicht gerade für schwere Zeiten festgeschrieben worden, um ganz im Sinne von Barmen V der Übergrifflichkeit des Staates gegen seine Bürger zu wehren?

■ *Stephan Birkholz-Hölter*

„Kirche und Macht“ von Mia Federmann, DPfBI 8/2025, 423ff

„Wer hat mein Deutsch so zerstört?“ – (nur) eine neue Ideologie?

Die Überschrift knüpft bewusst an einen Titel von Daliah Lavi an, die 1971 „ihr Lied so zerstört“ sah. Mit 30 Jahren Erfahrung im Sozialismus, davon 7½ Jahre Studium des Marxismus-Leninismus im Grund- und Forschungsstudium, bin ich vielleicht besonders empfindlich gegen Ideologie in der Sprache.

Die Sichtbarmachung der Frauen im Sprechen ist ein hehres Ziel. Aber wenn es nur noch darum geht, z.B. möglichst oft „Jüdinnen und Juden“ in Texten unterzubringen, sehe ich die große Gefahr neuer ideologischer Leerformeln. So wurde in einem Kirchenzeitungsbeitrag Pfingsten zum „Fest der Jüdinnen und Juden“ erhoben – wo eindeutig „des jüdischen Volkes“ besser passt. Der Hinweis auf die „Leerformel“ kommt auch aus einer sprachgeschichtlichen Untersuchung: Vor einigen Jahrzehnten erhob man in der alten Bundesrepublik die Sachkenntnis der Bürger*innen zur politischen Struktur. Kaum jemand wusste über Gestalt, Aufgaben und Funktionieren des Bundesrates Bescheid. Also verordnete man, in allen Verlautbarungen einzufügen: „der Bundesrat, DIE VERTRETUNG DER LÄNDER“. Dann wurde nach einigen Jahren die Befragung wiederholt. Und brav plapperten alle die „vorgeschriebene“ (oder besser vorgesagte) Formel nach. Aber inhaltlich war nichts dahinter. Ähnliches wie hier zu der Beschreibung unserer älteren Geschwister im Glauben könnte man auch zum Ansatz der „Bibel in gerechter Sprache“ schildern, an allen möglichen und unmöglichen Stellen „Apostelinnen und Apostel“ in den Text des NT hineinzuwürgen. Das geht dann bis zu öffentlicher sachlicher Verfälschung (in einem Landessynoden-Gottesdienst selbst erlebt), dass bei Lesung der berühmten Sturmstillungsepisode „die Apostelinnen und Apostel“ mit Jesus ins Boot stiegen ... Fischer war ein Männerberuf – Punkt! Die Frage von Jesus und den Frauen muss anders angegangen werden.

Zurück zu Federmanns Beitrag: In vielen Fällen gibt es bewährte und schöne deutsche Formulierungen, die den gewaltsam eingefügten Stolperstein überflüssig machen, so z.B. „jüdische Menschen“. Und was soll bitte die kritiklose Übernahme einer fixen Feministinnen-Idee aus den USA? Wenn „bell hooks“ sich kleinschreiben – also unidentifizierbar machen? – will, bitte sehr. Nehmen wir auf sie im Deutschen Bezug, ist das vielleicht eine Randnotiz wert, ansonsten sollten die Regeln unserer Sprache gelten! Dass hier durchgängig die von der amerikanischen Autorin gewählte „Selbstverkleinerung“ übernommen wird, ist nur eines: nämlich ärgerlich!

Machen Sie, liebe Frau Federmann, bitte die deutsche Sprache nicht noch kompli-

Die Redaktion

behält sich die Auswahl der veröffentlichten Leserbriefe ebenso wie Kürzungen vor. ✉

zierter/unverständlicher, als sie so schon ist ... Bei der Sache, um die es geht, bin ich dagegen ganz bei Ihnen!

■ Dr. Ulrich Palmer

„Kirche und Macht“ von Mia Federmann, DPfBl 8/2025, 423ff

Wenn's ums Geld geht – keine Scham

Mia Federmann macht die *ForuM-Studie 2024* zum Ausgangspunkt und scheint erst ab diesem Zeitpunkt Macht und Missbrauch als evangelisches Problem wahrgenommen zu haben. Einer evangelischen Theologiestudentin ist das nachzusehen. Allerdings erschien bereits 2010 im DPfBl der Beitrag *Die Kirchen und die Heimkinderdebatte, Scham und Schande*.

Nicht ganz klar wird, wo die Autorin den Machtmissbrauch verortet. Geht es um den direkt-sexuellen Missbrauch oder um

den Umgang der kirchlichen Stellen mit Tätern und Opfern? In meinem Beitrag am 27.9.2024 zum Fachtag *Nach der ForuM-Studie – Rückblick auf und Konsequenzen für kirchliches Handeln?* habe ich ausgeführt: *Die Täter lasse ich aus. Dieser Kreis und das Phänomen verdienen eine eigene kriminalpsychologische Untersuchung mit tiefenpsychologischer Grundierung. ... Es geht mir ... um den Deckhintergrund, um den zunächst reflexhaft-naiven, dann aber gezielten Täterschutz durch die Institutionen und ihre Funktionäre.*¹

Das Thema Machtmissbrauch und Kirche ist allerdings weiter zu ziehen. Das erste Mal bekam ich eine Ahnung davon, als ich zu Beginn meines Vikariats eine Wohnung anmieten wollte, bei der die Kirche als Mieter auftrat. *An Sie würden wir gern vermieten, nicht aber an die Kirche. Wir haben uns erkundigt.* Da müssen wohl „Unverträglichkeiten“ zutage gekommen sein.

Als ein Kollege und ich an der Evang. Akademie Bad Boll eine Tagung mit dem Titel: *Die Kirche als Arbeitgeber* anboten, baten wir einen Oberkirchenrat um das

Eingangsreferat. Er begann: *Wir finanzieren gern die Akademie, aber nicht dafür, dass sie solche Tagungen anbietet.*

Ich nenne es auch einen legalen Diebstahl, wenn mir meine Kirche meine ehrlich erworbene Rente von meiner Pension abzieht. Das Pikante ist: Während meines Vikariats bekam ich kein Vikarsgehalt, weil ich parallel als Assistent an der Universität Tübingen arbeitete und dadurch die Rente erwarb.

Wenn ich nun sehe, dass die kirchlichen Einrichtungen die ehemaligen Heimkinder und die Missbrauchsoffer bei den Entschädigungen hinhalten – selber schuld, wenn sie derweil sterben – dann sehe ich: Wenn's ums Geld geht, scheint man keine Scham zu kennen.

Ich wundere mich, dass die Autorin einer darbindenden Institution noch eine Revolution zutraut.

Anmerkung

1 <https://dierkschaefer.wordpress.com/2024/09/27/ich-klage-an/>

■ Dipl.-Theol. Dipl.-Psych. Dierk Schäfer

Anzeige

DEM LEBEN HALT GEBEN



Lucie Panzer

GELÄNDERGESCHICHTEN

Für Halt und Haltung im Leben

208 Seiten, fester Einband

18,95 €

ISBN 978-3-948882-08-2

Geländergeschichten, an denen man sich festhalten kann – das sind die Impulse von Lucie Panzer. Ihre Geschichten geben Halt und Orientierung in den wichtigen Momenten des Lebens. Sie trösten, geben Rat und regen zum Nachdenken an.



Bestellung unter **buchhandlung-eva.de**
oder telefonisch: **0711 60100 28**



DAS GETRÄNK DER GETRÄNKE

IM BUCH DER BÜCHER

Beobachtungen zum Thema „Wein“ in der Bibel

Der Wein ist ein ebenso zentrales wie komplexes Thema im Horizont der biblischen Überlieferungen. Es beleuchtet zugleich sehr unterschiedliche Seiten der menschlichen Existenz. In der Ausübung religiöser Praxis und im Vollzug der jüdischen bzw. christlichen Tradition kommt dem Wein eine entscheidende Rolle und Funktion zu. Michael Finzer hat diese Befunde zusammengefasst.

Das Thema „Wein“ durchzieht die biblischen Schriften fast von den frühesten Anfängen im AT bis ganz zum Ende des NT: Die ersten Berichte über Weinbau und Weingenuss (und der Gefahr des übermäßigen Weinkonsums) finden sich in der Urgeschichte (1. Mos. 1-11). In 1. Mos. 9 wird berichtet, dass der erste Winzer, Noah, nachdem er und seine Sippe die Sintflut schon einige Zeit überstanden hatten und sesshaft geworden waren, zu viel Wein getrunken hat und entblößt auf seinem Bett lag. Die Aufgabe der Söhne ist es, die Blöße des Vaters zu bedecken. Die Themen Scham und Schuld sind so mit dem Weinkonsum verbunden. In 1. Mos. 19 wird berichtet, dass die beiden einzigen Töchter Lots ihren Vater an verschiedenen Tagen hintereinander betrunken machten, um mit ihm das Weiterleben zu sichern. Ein anstößiges Thema, welches gewiss einen Kommentar benötigt!

Wenn wir die Zeit des ersten Glaubensvaters im israelischen Glauben, Abraham (ursprünglich Abram aus Ur in Chaldäa, dem Zweistromland mit Euphrat und Tigris), ca. 2000 v. Chr. ansetzen (die Verschriftlichung erfolgte dann natürlich erst einige Jahrhunderte später) und berücksichtigen, dass die letzte bzw. jüngste Schrift des NT, die Offenbarung bzw. Apokalypse des Johannes, etwa 100 n. Chr. entstanden ist, so umfasst der Wein als Thema in den biblischen Schriften insgesamt über 2000 Jahre.

Verheißung und Gericht

Der Weinanbau ist verbunden mit der Verheißung eines Landes, in dem „Milch und Honig fließen“. Im vierten Buch Mose (Numeri) Kap. 13 ist überliefert, dass Mose Kundschafter in das Land Kanaan (= Israel) schickt, welche sich insbesondere die Landwirtschaft bzw. natürliche Vegetation anschauen sollen. Die Kundschafter kommen mit einer mehr als mannshohen Weintraube zurück. Ein immenses Symbol für Fruchtbarkeit und üppiges Wachstum.

Der Weinanbau in der Tradition der Familie und des Volkes ist aber auch mit Verantwortung verbunden. In

der Geschichte von „Naboths Weinberg“ (1. Kön. 21) wird der israelische König Ahab mit seiner Frau Isebel angeprangert, dass er sich den Wingert des Israeliten Naboth illegal angeeignet hat, nachdem dieser zuerst verleumdet und dann gesteinigt wurde. Auch an anderen Stellen wird vom jeweiligen Verfasser der atl. Schriften auf die Verantwortung im Umgang mit Weinanbau und Weinkonsum hingewiesen. Dabei gilt z.B. die Nachlässigkeit von Regierungsvertretern in diesem Zusammenhang als besonders verwerflich.

Genuss und Erotik

Der Wein ist wie das Brot aber auch ein Symbol der Schöpfung Gottes, neben anderen, und der Mensch soll sich dankbar am Genuss dieser Getränke und Speisen erfreuen. So wird dies insbesondere in Ps. 104 und Pred. 9 geschildert. In den lyrischen bzw. poetischen Textes des Hohenliedes wird dem Thema „Liebe“ ganz breiter Raum gegeben. Dabei ist der wohltuende Genuss von Wein ganz selbstverständlich mit im Spiel. Zeitweise findet das Liebesspiel auch wirklich draußen in der Natur statt, also in den Weinbergen. „Kumm, mein Freund, lass uns ins Feld raus geh und zwische de Zyberblume die Nachd vebringe, dass mer früh in die Wingerd uffbreschen un guggen, ob die Rewe schon ordentlich Knoschbe hawwen und ball Bliede krien.“ (So die Übersetzung der Bibelstelle Hld. 7 aus dem Hochdeutschen in die rheinhessische Fassung).

Ist hier von dem Zusammenhang zwischen wohltuendem Weingenuss und Erotik die Rede, so kann an anderer Stelle der hebräischen Bibel auch vom Zorn Gottes die Rede sein, wenn sich das Volk nicht an seine Geschichte mit Gott und deren Traditionen hält. So kann Gott einen unfruchtbaren Weinberg auch aushauen, damit es einen Neuanfang im Glauben und in der Geschichte mit seinem Volk gibt. So etwa in der Überlieferung des Propheten Jesaja (Kap. 5) sowie Jeremia (Kap. 2).

Symbol des „neuen Bundes“

Noch vielschichtiger dürften die Überlieferungsstränge zum Thema „Wein“ im NT sein, sodass ich das hier nur ganz grob skizzieren kann. Jesus wird von seinen Gegnern als „Fresser und Weinsäufer“ diffamiert. In mehreren Geschichten spielt der Wein eine Rolle in den Passionsgeschichten. So wird der schon gekreuzigte Jesus am Kreuz noch zusätzlich gequält, als ihm die Soldaten Wein vermischt mit Galle zu trinken geben.

Wein und Brot als Symbole für das Blut und den Leib Christi sind dann auch ganz wesentlich in der Abendmahlsüberlieferung. Die Feier des Abendmahls erinnert die Christinnen und Christen an das Leben, das Leiden, den Tod und die Auferstehung Christi. In besonderer Weise stiftet das Abendmahl Gemeinschaft.

Der Wein steht als Zeichen für einen neuen Anfang, so z.B. in der Erzählung vom „neuen Wein in neuen Schläuchen“ (Lk. 5). Die Schilderung der Verwandlung von Wasser in Wein in der Geschichte der Hochzeit zu Kana (Joh. 2) steht für den Beginn vielfacher Wunder, welche Jesus in Galiläa bewirkt hat. In Apg. 2 wird das Pfingstwunder geschildert. Menschen unterschiedlichster Herkunft und entsprechend verschiedener Sprachen werden vom Geist Gottes erfasst und verstehen einan-

der. Die Schilderung dieses Wunders endet damit, dass Außenstehende hinzukommen und sich über das gesamte Geschehen wundern und zurückbleiben mit den Worten: „Sie sind voll von süßem Wein.“

Das Thema Wein wird im NT verwendet im Kontext der Stärkung des Glaubens und der Disziplin sowie anderer ganz praktischer Lebenszusammenhänge der ersten Christinnen und Christen. In Offb. 14 ist vom Zorn Gottes die Rede, welcher über alle Menschen kommen wird, die sich nicht an Gottes Gebote halten bzw. vom Glauben abgefallen sind. Eine Zornkelter wird vom Himmel kommen und Blut über die abgefallenen Menschen fließen lassen.

Literatur

Michael Finzer/Hartmut Keil: Wo in der Bibel. Bibeltexte zum Thema Wein auf Hochdeutsch und in rheinhessischer Mundart, DIN A6, 116 S., 7,50

Michael Finzer: Wein in der Bibel. Texte zum Thema Wein aus der Lutherbibel 2017 mit theologischen Kommentaren, DIN A6, 220 S., 9,50

(beim Autor erhältlich)

■ Michael Finzer

EIN BLICK ÜBER DEN

LANDESKIRCHLICHEN TELLERRAND

Anregungen zum Überdenken unserer Gemeindepraxis

Ein ökumenisches Besuchsprogramm im Stadtbezirk

Angeregt durch die Teilnahme am Emmaus-Pilgerweg im Januar 2020 von JC2033 in Jerusalem, schlug ich den Mitgliedern unseres Vereins „ZusammenLEBEN“ vor, möglichst alle christlichen Orte und Gemeinschaften in unserem Stadtbezirk Marzahn-Hellersdorf zu besuchen. Da im Don-Bosco-Haus der Salesianer montags abends eine Messe gefeiert wird, war dies unsere erste Station. Es folgte der Besuch einer Krankenhauskirche, in der gerade eine uns interessierende Ausstellung zu sehen war. Dann war bis zum Sommer die erste Corona-Pause. Winterpausen legten wir zum Teil auch noch ein. So haben wir nun fünf Jahre gebraucht, um alle uns bekannten Orte und Gemeinschaften zu besuchen – viel mehr als wir anfangs kannten.

Die Berichte darüber sind mit vielen Fotos auf unserer Internetseite <https://zusammenleben-berlin.de> zu finden. 108 sind es geworden. Darunter sind fünf Orte außerhalb unseres Stadtbezirks, aber an seiner Grenze ge-

legen und für uns mit zuständig und gut zu erreichen: ein Friedhof, ein Kindergarten und drei Kirchen.

Marzahn-Hellersdorf hat zurzeit 291.000 Einwohner mit wachsender Tendenz: Nach den Zeiten des „Rückbaus“/Abrisses von Hochhäusern wurde wieder viel gebaut. Wir als ehemals sozialistisches Vorzeige-Neubaugebiet gelten als ein ziemlich „gottloser“ Bezirk. Doch sind die kleinen Kirchen der im letzten Jahrhundert nach Berlin eingemeindeten fünf Dörfer Zeugen einer mehr als 700 Jahre zurückzufolgenden Kirchengeschichte.

Als ich Ende 1992 hier als Pastorin in der Gemeinde Marzahn/Nord, einem reinen Neubaugebiet anfang, hatte Marzahn noch die geringste Arbeitslosigkeit von Berlin. Doch das änderte sich schnell, denn die Hochqualifizierten zogen westwärts oder hatten Kinder und inzwischen Jobs, so dass sie sich den Traum von einem Eigenheimbau leisten konnten. Die nun leeren Wohnungen wurden an Russlanddeutsche vermittelt, die in großer Zahl in den 1990er Jahren nach Deutschland kamen.

Russlanddeutsche Gemeinden als Vorbild?

Nun, nach mehr als 30 Jahren, prägen zehn russlanddeutsche Gemeinden das kirchliche Leben neben den von der Öffentlichkeit wahrgenommenen sechs evangelischen und drei katholischen Gemeinden. Sie können uns „alten“ traditionellen Gemeinden ein Vorbild sein. Aus folgenden Gründen, wie ich meine:

- Für Kinder und Jugendliche werden eigene Räume bereitgestellt und eingerichtet, so dass sie sich willkommen und zu Hause fühlen können. Es gibt je einen Raum für die kleinen, die mittleren und die größeren Kinder, dazu einen für die Jugend, die sich auch in der Woche trifft, zum Teil mit Schlafmöglichkeiten. Auch auf dem Gelände ringsum, so weit vorhanden, ist durch entsprechende Spielplatzgestaltung sichtbar, dass hier Kinder einen Platz haben. Auch Freizeiten und gemeinsame Fahrten gehören zum Gemeindeleben.
- Für Mütter mit Babys gibt es einen Wickelraum und die Möglichkeit, den Gottesdienst durch ein großes Fenster und Lautsprecheranlage mitzuverfolgen, ohne zu stören.
- Eine Küche mit Edelstahlherden und Einrichtung ermöglicht die Versorgung vieler Gäste mit Mittagessen, so bei Besuchen aus anderen Gemeinden oder Hochzeiten, aber auch regelmäßig für die eigene Gemeinde, die am Sonntag noch länger zusammenbleibt. Dafür gibt es neben dem Kirchraum große Essensräume.
- Zum Kirchraum gehört eine Übersetzungskabine. Wer eine der beiden hier gesprochenen Sprachen nicht beherrscht, bekommt beim Eintreten einen Kopfhörer und kann so alles in seiner Sprache mitverfolgen.
- Der Kirchraum ist technisch bestens ausgestattet: Zitierte Bibeltexte sind in zwei und mehr Sprachen mit einem Beamer vorn an der Wand oder auf Bildschirmen mitzulesen, ebenso Lieder oder anderes. Dafür existiert ein Technikpult im Raum, meist bedient von jugendlichen Experten.
- Kommt man als Fremder/Neuer zum Gottesdienst, wird man freundlich begrüßt und es wird einem geholfen, sich zurechtzufinden.
- Im Gottesdienst kommen etliche zu Wort, nicht nur die Älteren, auch Jugendliche predigen schon und geben ein Zeugnis ihres Glaubens.
- Begleitet werden die Lieder meist mit dem Keyboard, zum Teil auch mit Schlagzeug und anderen Instrumenten, die die Gemeindeglieder beherrschen wie Akkordeon oder auch Harfe. All die Instrumente sind schon beim Eintritt in den Raum zu sehen. Auch der Chor oder Sologesang erklingt von vorn.
- Im Gottesdienst werden Grüße bestellt vom Besuch anderer Gemeinden, die zum jeweiligen Verbund gehören und von abwesenden Gemeindegliedern. Es wird an Geburtstage gedacht und für Kranke gebetet.
- Es liegt christliche Literatur aus, die ausgeliehen oder erstanden werden kann, oft auch Ratgeber-Literatur im Blick auf Familie, Kindererziehung, Eheprobleme ...

- Die Predigten sind meist Themenpredigten, die geprägt sind durch viele entsprechende Zitate quer durch alle biblischen Bücher. Die Predigten werden zumeist frei gesprochen und lassen spüren, dass es um Herzensangelegenheiten geht.

Der äußerliche Eindruck: Alles blitzt vor Sauberkeit. Sobald der Gottesdienst zu Ende ist, fassen viele mit an, um aufzuräumen. Technisch ist alles bestens bedacht. Die Aushänge im Schaukasten sind aktuell.

Dabei muss man wissen, wozu die jetzt so genutzten Gebäude mal gebaut und genutzt wurden: eine Turnhalle, eine Kaufhalle, eine Bauruine, die kurzzeitig ein Restaurant war und dann jahrelang verfiel, Bauten aus DDR-Zeiten, für die sich später kein Betreiber mehr fand und die sonst sicher inzwischen abgerissen worden wären. Alles wurde mit eigenen Kräften und eigenen finanziellen Mitteln gebaut. Geholfen hat die deutschlandweite Solidarität der Gemeinden derselben Konfession, die an Wochenenden Gruppen von handwerklich erfahrenen Männern schicken. Das festigt natürlich auch die Gemeinschaft zwischen den einzelnen Gemeinden quer durch Deutschland. So können die Gemeinden mit Recht stolz sein auf das, was sie in den letzten 20-30 Jahren geschafft haben.

Kritische Beobachtungen

Natürlich gibt es auch etliches, was wir Landeskirchler als nicht so vorbildlich wahrnehmen:

- Es predigen in den von uns besuchten Gottesdiensten nur die Männer. Frauen bringen sich ein durch Sologesang oder Vortragen von Gedichten oder Meditationen und kümmern sich um die Kinderstunde.
- Offensichtlich gibt es hier eine Kleiderordnung. Die Frauen tragen Kopftücher und Röcke. Dass es auch für die Männer eine gibt, darauf musste ich erst hingewiesen werden: Einen Schlips zu tragen, fällt negativ auf.
- Heutige Menschheitsprobleme und politische Themen werden möglichst vermieden, soweit es sich dabei nicht um konkrete Hilfe für Menschen in Not handelt wie die Unterstützung der Menschen in der Ukraine. Dafür dominieren Familienprobleme und des Miteinanders in der Gemeinde und ein Weltbild, das stark von Gen. 2-3 geprägt ist sowie Anleitungen für die persönliche Frömmigkeit wie der Aufruf zum Gebet u.ä.

Verständlich für uns ist: Da alle Arbeit ehrenamtlich geschieht, dazu ein deutschland- und weltweites Netzwerk zu Gemeinden derselben Konfession gepflegt wird, existiert für Kontakte hier im Stadtbezirk keine Kraft. Die leitenden Pastoren, Diakone und Ältesten wohnen oft nicht in unmittelbarer Nachbarschaft ihres Gemeindezentrums hier, sondern in anderen Stadtbezirken oder im Umland von Berlin, haben also längere Fahrzeiten zu bewältigen – wie auch etliche ihrer Gemeindeglieder.

Doch da zwei der besuchten Gemeinden viele Jahre lang Gäste/Untermieter in unserem evangelischen Gemeindezentrum waren, kennen wir uns persönlich und schätzen uns gegenseitig. Anderen bin ich in den Jahren vorher schon mal begegnet bzw. hatte von ihnen

gehört. So waren die Besuche mit unserer Pilgergruppe möglich.

Was uns bei den russlanddeutschen Gemeinden auffiel, gilt auch zum großen Teil für eine englischsprachige Gemeinde von Nigerianern, der Dunamis Church und für zwei Roma-Gemeinden, eine davon russischsprachig und eine rumänische.

Neben schon zu DDR-Zeiten vorhandenen Freikirchen gibt es inzwischen damals nicht erlaubte wie Jehovas Zeugen und immer wieder Neugründungen auf Initiative von Einzelnen. Manche existieren nur einige Jahre, andere ziehen nach einiger Zeit in andere Stadtbezirke. Manche wachsen aus dem missionarischen Engagement insbesondere für Kinder und Jugendliche dadurch, dass auch deren Eltern und andere Erwachsene eingeladen werden.

Entstehen und Vergehen

Entstehen, wachsen, wandern, kleiner werden, die Auflösung von Gemeinden – all das haben wir in diesen fünf Jahren miterlebt. Drei Gemeinden, die wir besuchten, gibt es nicht mehr. Zwei evangelische Gemeindehäuser, über die es auf unserer Webseite Berichte gibt, werden inzwischen von anderen Gemeinden genutzt. Zum Gemeindeleben gehört auch das Sterben, zum Anfang ein Ende. Die Sprachen, in denen gepredigt und gesungen wird, haben sich vermehrt. Auch einen Gottesdienst in armenischer Sprache gibt es jetzt als Teil einer russlanddeutschen Pfingstgemeinde. Weitere werden garantiert folgen, vermute ich.

■ Katharina Dang

THOMAS MANNS AMERIKANISCHE RELIGION

Eine notwendige Ergänzung

Auf meinen Artikel im Deutschen Pfarrerinnen- und Pfarrerblatt (5/2025) zu den religiösen Bezügen im Werk von Thomas Mann habe ich mehrere positive Feedbacks erhalten. In einer dieser Reaktionen wurde ich gefragt, wieso ich nicht auf das Buch von Heinrich Detering *Thomas Manns amerikanische Religion* eingegangen sei. Ich muss gestehen, dass ich zwar vor längerer Zeit mal einen Hinweis auf dieses Buch gesehen hatte (es erschien 2012), mir es aber bei der jetzigen Überarbeitung meines Artikels nicht mehr eingefallen war. Ein kaum verzeihlicher Fehler, rekonstruiert doch Detering das weithin unbekannte Kapitel von Thomas Manns Beziehung zur Unitarischen Kirche in den USA auf kundige und tiefeschürfende Weise. Gerade die Frage, welche religiöse Praxis der sich mit der Religion in seinen Werken immer wieder beschäftigende Schriftsteller Thomas Mann denn selber hatte, wird hier überraschend beantwortet.

Sympathie für die Unitarische Kirche

Mann entwickelte eine Sympathie für die unitarische Kirche bzw. Religion, hatte Kontakt zu unitarischen Geistlichen und zu Denkern, die den Unitariern zuneigten. Auf des lutherischen Großvaters Initiative hin wurden zwei seiner Enkel, Frido und Angelica, im April 1942 und zwei weitere, Toni und Dominica, am Silvestertag 1944 unitarisch getauft. Der Nobelpreisträger Mann entwickelte eine Freundschaft zu dem unitarischen Geistlichen Stephen Fritchman, der politisch sehr

engagiert war und die Kommunistenhetze durch den Ausschuss für antiamerikanische Umtriebe unverdrossen bekämpfte, was Thomas Mann stark beeindruckte. Mann hielt am 4. März 1951 selber in seiner unitarischen Kirche in Los Angeles eine Ansprache vor 800 Zuhörern. „Saal gefüllt. Sympathischer Chor mit Solo und Orgel, polyglott, russisch, chinesisch. Hübsche Idee (...). Lieferte meine Ansprache gut. Es wollte sogar Applaus aufkommen.“ Und er bat Fritchman, nach dem Tode seines Bruders Heinrich im März 1950 die Aussegnung des Toten zu übernehmen. (Es stimmt eben nicht, wie in den „Glaubenssachen“ des NDR vom 8. Juni 2025 von Denzer-Vanotti behauptet, in den Tausenden von Seiten der Tagebücher finde sich nicht ein einziger Hinweis auf einen Gottesdienstbesuch.)

Hinwendung zum demokratischen Denken

Wie war diese Sympathie für das Denken und die Praxis der Unitarier entstanden? Heinrich Detering kann zeigen, dass die Entdeckung der Unitarier im amerikanischen Exil schon einen Vorlauf in der republikanischen Wende Thomas Manns 1922 in der Weimarer Republik hatte. Es ist die Abwendung von der deutschen Todessehnsucht (Stichwort Tristan) und dem germanischen Sonderweg hin zu einer amerikanischen Auffassung des Verhältnisses zwischen Religion und Humanismus, Humanität und Demokratie. Es ist die Hinwendung zum Westen, zu Demokratie und Sozialismus, wie sie um diese Zeit ähnlich von dem Theologen und Kulturphilo-

sophen Ernst Troeltsch vollzogen wird. Dessen programmatischen Aufsatz, das darf ich hier ergänzen, liest Thomas Mann.

Gleichzeitig entdeckt Thomas Mann Ralph Waldo Emerson und Walt Whitmann (dessen *Leaves of Grass*) mit ihrer Naturphilosophie und dem den Unitariern nahestehenden Demokratiedanken als Umsetzung des Liebesgebots und ist davon beeindruckt.

Der historische Unitarismus war vor allem antitrinitarisch angelegt und deswegen als arianische Häresie verurteilt worden. Im 20. Jh. entwickelt er sich universalistisch. Die modernen Unitarier, formuliert Detering anschaulich, sind eher „eine synkretistische Schwundstufe des Kulturprotestantismus, entlaufene Kinder Schleiermachers, und gar nicht so ferne Geschwister Paul Tillichs.“ In dem *Fragment über das Religiöse* (1931) steht einerseits die Stellung des Menschen im Kosmos, der am Geist teilhat, andererseits die Begegnung mit dem Tod im Zentrum. Thomas Mann liest 1936 Stefan Zweigs *Castellio gegen Calvin*, der den von Calvin zum Tod verurteilten Trinitätskritiker Servet verteidigte gegen Calvin, und entdeckt die darin angelegte Frontlinie gegen die Faschisierung der Gesellschaft.

Demokratie und Christentum

Schon im Mai 1938 zur Zeit der Emigration in die USA hält Mann im New Yorker Hotel Astor eine Rede vor dem *American Committee for Christian German Refugees* und bekennt sich zu dem religiösen Universalismus, in dessen Zentrum der Glaube an den einen Gott steht. Das Christentum vertritt diese universale Idee des einen Gottes und ist daher die moralische Korrektur alles engen Nationalismus. „Demokratie, so scheint mir, ist nichts als der politische Name für die Ideale, die das Christentum als Religion in die Welt gebracht hat.“ Und dann ganz entschieden: „Das Christentum ist eine Säule der westlichen Kultur“ ... zusammen mit der klassischen Antike. Diesen Gedanken hatte Thomas Mann schon im Mai 1934 geäußert in dem Reisebericht *Meerfahrt mit Quichote*. Demokratie und Christentum sind zwei Seiten derselben Idee.

Im New Yorker Union Theological Seminary, an dem Paul Tillich lehrte, hält er im Januar 1939 eine Rede (die er schon vor dem PEN-Kongress in Stockholm gehalten hatte): *The problem of freedom*. Mit dem Saint-Simonismus, dem Heine anhing und durch dessen Lektüre er vermutlich davon hörte, sieht er darin die Untrennbarkeit von religiöser und sozialer Utopie. Der Gedanke des Hervordenkens Gottes in dem Abraham-Kapitel *Wie Abraham Gott entdeckte* in *Joseph und seine Brüder* spielt in einer Schrift des den Unitariern nahestehenden Philosophen Boodin eine wichtige Rolle, die Thomas Mann zugänglich gemacht wurde. Hier hat Thomas Mann eine wichtige Anregung für seine undogmatische Art, Gott zu denken, erhalten.

Unitarische Fluchthilfe

Die erste praktisch theologische Begegnung mit den Unitariern hatte Thomas Mann bei der Trauung seiner

Tochter Elisabeth im November 1939 in einer unitarischen Kirche. Lebensrettend erweist sich für die Familie Mann das Unitarian Service Committee. 1940 gegründet ist es nach der Kapitulation Frankreichs hilfreich bei der Flucht Heinrich Manns, seiner Frau Nelly, Golo Manns und der Werfels über die Pyrenäen nach Lissabon, um von dort das rettende Schiff in die USA zu nehmen. Dabei waren der Unitarier Varian Fry und ein weiterer nicht namentlich genannter Unitarier von großer Hilfe, wie man in Heinrichs Reisebericht lesen kann.

Die Taufe der Enkel bei den Unitariern ist nach Thomas Manns Verständnis kein Sakrament wie bei Katholiken und Lutheranern, sondern gewissermaßen ein „poetischer Akt“. Sie seien, so erwähnt er in *Die Entstehung des Doktor Faustus*, in der Unitarian Church „mit einem Minimum an religiöser Prätension, in den verständigsten menschlichsten Formen zu Christen geweiht worden.“ Konzis kommentiert Detering: „Nicht lediglich irgendeiner amerikanischen Denomination protestantischer Kirchlichkeit vertraut er die Kinder an, sondern einem entschieden humanistischen Abkömmling der Christlichen Kirche.“

Interessant ist dabei zu erfahren, dass die Unitarier vom Federal Council of Churches in den USA nicht als Kirche anerkannt wurden. Als der unitarisch getaufte Enkel Frido Mann, der einen Essay zu dem Detering-Buch beisteuerte, als Erwachsener zum Katholizismus konvertieren wollte, musste er sich noch einmal taufen lassen. Mit der Taufe seiner Enkel vollzog Thomas Mann also eine „Häresie“. Wie die täuferischen Sekten, die die Kindertaufe ablehnten, „Stiefkinder der Reformation“ (Troeltsch) waren und als solche eine zum Martyrium bereite Glaubenshaltung praktizierten, so wurden die Unitarier wegen ihrer freiheitlich-menschlichen Haltung gewissermaßen zu Stiefkindern der amerikanischen Kirchen, von denen sie nicht als gleichberechtigt anerkannt wurden.

Ein „neuer christlicher Humanismus“

Zwei Vorträge Thomas Manns sind unbedingt zu erwähnen: den ersten hält er, wie erwähnt, am 4. März 1951 gewissermaßen als Laienprediger in seiner Unitarian Church in Los Angeles: „Was heute dringlicher als jemals zuvor vonnöten ist, ist angewandte Religion, angewandtes Christentum, oder wenn sie wollen, ein neuer, religiös imprägnierter Humanismus, aggressiv darauf ausgerichtet, des Menschen Stand und Zustände auf der Erde zu verbessern.“ Der zweite Vortrag findet statt in der berühmten Library of Congress 1943 in Washington. Bei dieser Gelegenheit erklärt Mann, was er unter Religiosität versteht: „Aufmerksamkeit und Gehorsam, Aufmerksamkeit für die Wandlungen der Welt ... Es ist die Sorge um den Willen Gottes, mit dem der unsere zusammen fallen muss.“ Später hat er dann diese Ausführungen für die Weihnachtsausgabe des Gemeindeblattes seiner unitarischen Kirche zur Verfügung gestellt. Sie endet mit den Sätzen: „Friede auf Erden. Diese Weihnachtsbotschaft der Engel ist ein Versprechen, dessen Erfüllung von unserer Bereitschaft abhängt, der Wahrheit zu dienen mit Gehorsam und Mut.“

In dem Sammelband *Order of the Day* mit den politischen Reden Thomas Manns, 1942 erschienen, steht an letzter Stelle eine Besprechung Thomas Manns der Predigten des im KZ Dachau inhaftierten Pastors Martin Niemöller (Thomas Mann nahm fälschlich an, Niemöller sei schon ermordet worden). Mann führt darin aus, es sei in dieser Situation, sprich: angesichts des Ernstfalls des Widerstands angemessen, „dass das Politische einmal offen die Sprache der Religion redet.“ Man sieht darin, dass der Amerikaner Thomas Mann an der Sprach- und Vorstellungswelt der christlichen Überlieferung festhält. Er will, so Detering, „nicht eine Überwindung des Christentums in eine humanistische Religiosität“, sondern „einen neuen christlichen Humanismus“. Das ist, nebenbei bemerkt, auch eine implizite Kritik an der amerikanischen Civil Religion, die pathetisch die religiöse Absicherung US-amerikanischer Machtpolitik betreibt, wie besonders an den Inaugural-Reden der US-Präsidenten ersichtlich.

Angewandtes Christentum

Bleibt zum Schluss die Frage, ob sich Thomas Mann mit seinem praktisch-politischen Engagement bei den Unitariern nicht gewissermaßen unter sein Niveau als gegeben hat, wie einige Kritiker insinuierten, insofern er sich einer Kirche anschloss, die auf der simplen Gleichsetzung von Religion und Demokratie beruhte. Doch hören wir Deterings Meinung: Thomas Manns „Hinwendung zur aufgeklärt liberalen, pragmatischen Unitarian Church, ihren vermeintlichen Trivialitäten und ihrer entschieden humanistischen Auffassung des Christentums, ist gewiss nicht denkbar ohne den Druck politischer Entwicklungen, vor denen die christlichen Kir-

chen Europas weithin versagt hatten – mit glanzvollen Ausnahmen wie eben dem von Thomas Mann als Märtyrer des Christentums und der Menschlichkeit gerühmten Martin Niemöller.“ (Man könnte dieses Lob auch für eine indirekte Würdigung des Märtyrers Dietrich Bonhoeffer in Anspruch nehmen.) Mann erlebte den Unitarismus „nicht als eine kirchliche Gruppe unter anderen, sondern als Erscheinungsform einer genuin amerikanischen Religiosität, als deren machtvollster Vorkämpfer den Unitariern Thomas Jefferson selbst galt.“

Mann beeindruckte das angewandte Christentum der Unitarier, wie es in dem Unitarian Service Committee so hilfreich für seine Familie in Erscheinung trat (ähnlich dem Hilfswerk der Quäker). Er spendete bis zu seinem Tod stets erhebliche Summen für diese Organisation. Im Übrigen entsprechen einige seiner Gedanken über die Unitarier durchaus der gleichzeitigen literarischen Bemühung um Sünde und Gnade im *Doktor Faustus* und in *Der Erwählte*. Und es ist durchaus eine Nähe zu der Gnadenlehre Paul Tillichs zu erkennen. Das Wort „Gott“ nahm Thomas Mann nicht gerne in den Mund, sprach dafür lieber, wie auf der unitarischen Kanzel am 4. März 1951, von der frommen Verehrung des „secret, which lies at the bottom of all human existence and which must and will never be lifted – for it is holy.“

Man muss Heinrich Detering danken für diese genaue und reich bebilderte Rekonstruktion der „amerikanischen Religion Thomas Manns“. Insofern kann die hier jetzt nachgeholte Erinnerung gerade auch in den Kontroversen um die praktische politische Orientierung der Kirche in den gegenwärtigen Kriegen und Konflikten, so hoffe ich jedenfalls, hilfreich sein.

■ Hans-Jürgen Benedict



UNSERE **PREDIGTIMPULSE**
FINDEN SIE AUF [PFARRERVERBAND.DE](https://www.pfarrerverband.de)

20. Sonntag nach Trinitatis

2. November 2025, 1. Mose 8,18-22; 9,12-1

Stunde Null auf Noahs Arche

von Albrecht Schödl

Drittletzter Sonntag des Kirchenjahres

9. November 2025, Lukas 6,27-38

Eine Ethik der Umkehrung

von Peter Haigis

Vorletzter Sonntag des Kirchenjahres

16. November 2025, Hiob 14,1-6(7-12)13(14)15-17

Der kalte Ruf der Vergänglichkeit

von Antje Labahn

Buß- und Bettag

19. November 2025, Römer 2,1-11

Von Gottes Liebe, seiner Güte, Nachsicht und Geduld

von Gerhard Maier

Ewigkeitssonntag

23. November 2025, Matthäus 25,1-13

Sich vor der Verharmlosung Gottes hüten

von Peter Zimmerling

Gedenktag der Entschlafenen

23. November 2025, Johannes 5,24-29

Verantwortung vor Gott

von Otto Guggemos

„MEIN LESESOMMER“ (V)

Aktuelle Literaturempfehlungen

In *Mein Lesesommer* hält Joachim Leberecht in Form eines Tagebuchs Eindrücke seiner Sommerlektüre 2024 fest. Er verbindet das Gelesene mit freien Assoziationen, reflektiert seine geistliche Existenz und lotet aktuelle Bezüge aus. Die vorgestellte Lektüre bezieht sich auf Gegenwartsliteratur aus den Jahren 2023 und 2024. Mit *Mein Lesesommer* regt Joachim Leberecht, Gemeindepfarrer im Dreiländereck bei Aachen, existenzielles Lesen an. Das Deutsche Pfarrerinnen- und Pfarrerblatt veröffentlichen sein Lesetagebuch in einer Reihe in Auszügen.

Carrère ist und bleibt Carrère. Wie er ein Sujet angeht, ob Roman oder Gerichtsreportage, ist wiedererkennbar. Das liebe ich an Carrère, einem meiner französischen Lieblingsschriftsteller, der mit seiner radikalen Ich-Perspektive zu den besten Autoren autofiktionaler Literatur gehört. Seit September 2021 begleitet Carrère die Prozesse zu den Terroranschlägen vom 13. November 2015 in Paris.

Herzogenrath, den 30. August 2024

Unter der Überschrift *Der Auserwählte* erzählt Carrère: „Als Guillaume in den Zeugenstand trat, spürten alle sofort, dass etwas Besonderes passieren würde“ (65). Als Guillaume sich während des Anschlags aus dem Knäuel der Lebendigen und Toten auf dem Parkett in Bataclan erhebt, wird er nicht direkt niedergemäht wie andere, sondern von Samy Amimour, einem der Terroristen, auf die Bühne geholt mit den Worten: „Du bist einer von uns“ (66). Das Unerklärliche geschieht mitten im Chaos des wahllosen Abschachtens. Was war geschehen?

Als Samy Amimour Guillaume abknallen will, schaut dieser ihm in die Augen. Hat nicht Emmanuel Levinas gesagt, einem Menschen ins Angesicht zu schauen und ihn zu töten, sei schwierig bis unmöglich? Es scheint eine Art Reflex zu sein, eine sekundenlange Hemmschwelle, die Menschen hindert von Angesicht zu Angesicht zu töten. Allerdings steht Bataclan und jetzt aktuell auch die Messerattacke in Solingen für die Widerlegung von Levinas schönem Satz.

Guillaume darf leben, obwohl er zu den Opfern gehören müsste. Kurze Zeit später sprengt sich Samy Amimour in die Luft, Guillaume rettet sich mit einem Sprung von der Bühne aufs Parkett. Später wird er ein zweites Mal erwählt. Er wird der Sprecher der Geiseln, der mit den Terroristen spricht und mit den Einsatzkräften verhan-

delt. Es scheint Menschen zu geben, die mit ihrer Ausstrahlung den Lauf der Dinge lenken können.

Der positiven Erwählungsgeschichte stellt Carrère ganz im Sinne einer doppelten Prädestination die Geschichte eines zweiten Guillaume entgegen. Sein Namensvetter war ein ängstlicher Charakter, der zwar die Hölle von Bataclan überlebte, aber daran zerbrach und sich nach vielen erfolglosen Therapieversuchen und seelischen Qualen erhängte. „Wenn man von 130 Anschlagopfern spricht, sagt sein Vater, dann vergisst man Guillaume, der zwei Jahre und sechs Tage gebraucht hat, um der hunderteinunddreißigste zu werden“ (75).

Carrère gibt in seiner Gerichtsreportage vielen Opfern und deren Angehörigen eine Stimme und entreißt sie dem Vergessen. Nichts anderes machen wir in den Für-

bitten unserer Gottesdienste. Am nächsten Sonntag beten wir für die Opfer des Anschlags in Solingen:

„Lieber Vater im Himmel, wir bitten dich für die Getöteten und Verletzten der terroristischen Messerattacke auf dem Stadtfest in Solingen und für alle Mitbetroffenen und Trauernden. Schenke den unschuldig Getöteten das Leben in deiner Gegenwart. Lass die an Leib und Seele Verletzten umsorgt sein, dass ihre Wunden heilen und vernarben und sie in Zukunft wieder ein Leben ohne Angst führen können. Lasst uns zum HERRN beten: HERR, erbarme dich!“

Der Sprechakt der Fürbitte ist ein stellvertretendes Aussprechen des Unheils, das gewendet werden soll. In der Sprachlosigkeit hilft das Beten in der Gemeinschaft. Wie und ob es

wirkt, weiß ich nicht; es ist mehr ein Abgeben und ein sich Ausrichten auf das Heilende. Dazu gehört das Erinnern an die Opfer. Ich kenne keinen anderen Sprechakt, der angemessener ist.

Die Geschichte des zweiten Guillaume bewegt mich. Ich muss an die vielen zivilen Opfer der Kriege in der Ukraine, im Gazastreifen, in Israel u.a. denken, an die



traumatisierten Soldaten und Familien. Kriegstraumata werden, wie wir wissen, sogar genetisch in die nächste und übernächste Generation übertragen. Wann endlich hören wir auf, Krieg zu akzeptieren? Krieg gehört geächtet, wir müssen diese extreme Form von Gewalt gemeinsam als Menschheit überwinden lernen. Eine neue Aufrüstungsspirale wird keine Sicherheit schenken, sondern erhöht die Gefahr zukünftiger militärischer nationaler oder multipolarer Kriege.

Ferner bewegt mich die Frage der Erwählung. Neben einem positiven Auserwähltsein zum Guten scheint es ein negatives Auserwähltsein zum Bösen zu geben. Wer sich erwählt weiß, dem wachsen Kräfte des Guten (Guillaume) oder der Zerstörung (Terroristen) zu. Was ist dafür der Nährboden? Was können wir präventiv tun? Das ist nicht nur ein soziales Problem, es ist ein religiöses, zutiefst spirituelles Problem.

Wir sollten die friedlichen Ressourcen in allen Religionen freilegen, die gewalttätigen radikal kritisieren, reli-

giöse Gewaltlegitimationen ächten und theologische Deutungsmuster hinterfragen, die Krieg legitimieren. Die christlichen Kirchen – auch meine Kirche – sollten sich wieder auf das Evangelium besinnen, statt euphemistisch Waffenlieferungen an die Ukraine als Nächstenliebe zu titulieren. Jesus ruft in seine Nachfolge zur Gewaltlosigkeit auf. Wo entfaltet sich diese Kraft? Gewalt religiös zu begründen ist pure Gottlosigkeit und menschenverachtend.

Literatur

Emmanuel Carrère: Die Terroranschläge in Paris. Eine Gerichtsreportage, Matthes & Seitz Verlagsgesellschaft, Berlin 2023, 2. Auflage

(wird fortgesetzt)

■ Joachim Leberecht

Wir kaufen wissenschaftliche theologische Bücher bundesweit.
Antiquariat Michael Zorn
35037 Marburg – Tel. 06421/23220
www.antiquariat-zorn.de



UNSERE REZENSIONEN FINDEN SIE ONLINE, AUF PFARRERVERBAND.DE

Hans Martin Dober

Rosenzweig und die Theologie

von Martin Fricke

Sandra Bils / Gudrun L. Töpfer

Exnovation und Innovation

von Gerhard Maier

Konrad Stock

Systematische Theologie

von Reiner Preul

Bernd Jochen Hilberath

geist-los? Geist, los!

von Gottfried Adam

Ilko-Sascha Kowalczyk / Bodo Ramelow

Die neue Mauer

von Gerhard Roos

Uta Pohl-Patalong

Gemeinde gestalten

von Sebastian Julius Rogowsky-Schmidt

Jeder Moment ist kostbar – bis zuletzt.

Bethel hilft unheilbar kranken Menschen und ihren Angehörigen.

Online spenden unter:
www.bethel.de/hospizarbeit





Prof.em. Dr. Dr. h.c. mult. Gottfried Adam, Osterfelddamm 12, Apt. 52-31,
30627 Hannover, gottfried.adam@univie.ac.at

Pfarrer Dr. Klaus Beckmann, Eichenstraße 55, 67067 Ludwigshafen,
k.beckmann1@gmx.de

Prof. Dr. theol. Hans-Jürgen Benedict, Gryphiusstraße 2, 22085 Hamburg,
hj-benedict@web.de

Pfarrer i.R. Dr. Christoph Bergner, Gotenstraße 16, 64625 Bensheim,
chriberg@t-online.de

Pfarrer Claudio Boning, Königstraße 23, 83022 Rosenheim,
claudio.boning@elkb.de

Pfarrer i.R. sc. theol. Katharina Dang, Oppermannstraße 16, 12679 Berlin,
pastorin_i.R@katharina-dang.de

Pfarrer i.R. Dr. theol. Dipl.-Psych. Michael Finzer, Schimsheimer Straße 32,
55578 Wallertheim, dr.finzer@web.de

Pfarrer Dr. Martin Fricke, Bastionstraße 6, 40213 Düsseldorf,
martin.fricke@ekir.de

Pfarrer Otto Guggemos, St. Georgen 27, 95448 Bayreuth,
otto.guggemos@elkb.de

PD Pfarrer i.R. Dr. Peter Haigis, Klostersgut 7, 31832 Springe,
peter.haigis@pfarrerverband.de

Pfarrer i.R. Friedemann Jung, Drosselweg 13, 97299 Zell,
jungfriedemann@gmail.com

PD Pfarrerin Dr. Antje Labahn, Ernst-Thälmann-Straße 39, 38838 Eilsdorf,
antje.labahn@lk-bs.de

Pfarrer i.R. Dr. Mareile Lasogga, Landeskirchenamt Hannover, Rote Reihe 6,
30169 Hannover, mareile.lasogga@evlka.de

Pfarrer Joachim Leberecht, Saarstraße 3, 52134 Herzogenrath,
joachim.wehrenbrecht@ekir.de

Pfarrer i.R. Dr. Gerhard Maier, Im Dentel 15, 72639 Neuffen,
g-ms-n@web.de

Pfarrer Dr. Eberhard M. Pausch, Hess. Sozialministerium,
Sonnenberger Straße 2 / 2a, 65193 Wiesbaden,
EberhardMartin.Pausch@hsm.hessen.de

Prof. em. Dr. theol. Reiner Preul, Schmiedekoppel 26a, 24109 Melsdorf,
reiner.preul@web.de

Vikar Sebastian Julius Rogowsky-Schmidt, Kopernikusstraße 4,
73035 Göppingen, sebastian.rogowsky-schmidt@elkw.de

Pfarrer i.R. Gerhard Roos, Olympiastraße 32, 26936 Stadland-Norderschwei,
gerhard.roos43@gmail.com

Pfarrer Dr. Albrecht Schödl, Scharnhorststraße 21, 04275 Leipzig,
albrecht.schoedl@andreasgemeinde.org

Markus Maria Sorge, Bodelschwinghstraße 10a, 14656 Brieselang,
m.sorge@evba.de

PD Dr. Simone Ziermann, Universität Leipzig, Beethovenstraße 25,
04107 Leipzig, simone.ziermann@uni-leipzig.de

Prof. Dr. Peter Zimmerling, Universität Leipzig, Beethovenstraße 25,
04107 Leipzig, zimmerling@theologie.uni-leipzig.de

Anzeige

Der R. G. Fischer Verlag publiziert seit 48 Jahren erfolgreich Bücher neuer, noch unbekannter Autoren. Wir machen Bücher mit Liebe, Leidenschaft und Erfolg und helfen Ihnen den Traum vom eigenen Buch wahr zu machen!

Sie haben ein Buch geschrieben und suchen einen Verlag? Vielleicht haben Sie Ihr Manuskript schon an die großen, bekannten Publi-

kumsverlage geschickt und von dort keine Rückmeldung oder eine Absage erhalten. Der R. G. Fischer Verlag ist ein kompetenter, erfolgreicher und seriöser Partner für die Veröffentlichung Ihres Manuskriptes. Ein Partner, der Ihr Werk zu einem wunderbaren Buch macht, es professionell im unübersichtlichen Buchmarkt einführt und es dort bestmöglich platziert. Unsere Autoren schätzen zum einen die sehr persönliche Arbeitsatmosphäre unseres Hauses, zum anderen die absolute Professionalität durch die Größe unseres Programms. Wir alle lieben Bücher und setzen uns für jeden Autor, jede Autorin und jedes Buch mit unserer Erfahrung, unserem Know-how und ganz viel Leidenschaft ein. Gerne begrüßen wir auch Sie in unserer großen Verlagsfamilie, der inzwischen über 4500 Autoren, darunter viele Stamm-Autoren angehören.

Unser Verlagsprogramm umfasst Belletristik, darunter viele (Auto-)Biografien, Kinderbücher und Lyrikbände, Sach- und Fachbücher, aufwendige Bildbände und jedes Jahr zur Frankfurter Buchmesse unsere Anthologie, in der wir moderne Lyrik und Prosa veröffentlichen.

Wir sind der Meinung, dass jedes gute Manuskript eine Chance bekommen sollte und haben es uns zur Aufgabe gemacht, neuen Autoren die Möglichkeit einer fairen, professionellen und qualitativ hochwertigen Veröffentlichung zu bieten. Wir freuen uns auf Sie und Ihr Manuskript – bei uns ist es in guten Händen!

Schreiben Sie?

Wir veröffentlichen Ihr Manuskript!

Romane • Erzählungen • Biografien
Gedichte • Sach-, Tier- und Kinderbücher

Kurze Texte passen vielleicht in unsere
hochwertig ausgestatteten Anthologien.

Schicken Sie uns Ihr Manuskript,
es kommt in gute Hände!

R. G. Fischer Verlag
www.rgfischer-verlag.de
info@rgfischer-verlag.de

Mitarbeiten, wo andere Urlaub machen? Und die schönsten Orte Bayerns genießen?

Bewerben Sie sich jetzt für unsere Kur- und Urlauberseelsorge- und Kantoreneinsätze 2026

Viele Urlauber und Kurgäste haben ein großes Bedürfnis nach spirituellen Erfahrungen. Kirchengemeinden in bayerischen Kur- und Urlaubsorten reagieren darauf mit besonderen Angeboten. Um sie in der Hochsaison 2026 (Mai bis September und Weihnachten) darin zu unterstützen, werden in der Evang.-Luth. Kirche in Bayern ca.

70 Kur- und Urlauberseelsorgeeinsätze

und

40 Kur- und Urlauberkantoreneinsätze

ausgeschrieben.

Wir freuen uns auf Kolleg*innen aus ganz Deutschland, die lebensnah verkündigen, im Rahmen der örtlichen Kur- und Urlauberseelsorgekonzepte mitarbeiten und sich mit spirituellen Angeboten einbringen, oder die als Kirchenmusiker*innen auf ihre Weise zur Verkündigung beitragen und Gästen und Einheimischen besondere Musik-Momente schenken. Wichtig ist uns dabei ein Gespür für die volksskirchliche Situation von Kur- und Urlaubergemeinden.

Informationen zu den Einsätzen und Bewerbungsunterlagen können ab Oktober im Referat Kirche in Tourismus und Sport per Email (dalena.straninger@elkb.de) angefordert werden. Die Bewerbungen **müssen per Email auf dem Dienstweg** und **zusätzlich** an oben genannter Adresse bis spätestens **24. November 2025** vorliegen.

IMPRESSUM

Schriftleitung: PD Pfr. Dr. Peter Haigis,
Klostergut 7, 31832 Springe, Telefon 0 50 41 / 7 70 20 22,
E-Mail: peter.haigis@pfarrerverband.de

Das Deutsche Pfarrerinnen- und Pfarrernetzblatt im Internet:
deutsches-pfarrerblatt.de

Herausgeber:

Vorsitzender des Verbandes Evangelischer Pfarrerinnen und Pfarrer in Deutschland e.V.,
Pfarrer Eckehard Möller, An der Kreuzkirche 6, 01067 Dresden,
Telefon: 03 51/85 09 86 52, E-Mail: vorsitz@pfarrerverband.de.
Büro des Vorsitzenden: Frau Barbara Köhler, Telefon: 03 51 / 85 09 86 53, Mo 9–13 Uhr,
Di 13–18 Uhr, Mi (gerade Woche) 9–13 Uhr, Do 9–13 Uhr, Fr (ungerade Woche) 9–13 Uhr,
E-Mail: buerro@pfarrerverband.de.

Redaktionsbeirat:

Uta Liebe, Werner-Sylten-Straße 1, 99867 Gotha
Martin Ost, Stubenrauchstraße 14a, 12203 Berlin
Dr. Martin Schuck, Lindenstraße 19, 67346 Speyer
Claudia Trauthig, Lindenstraße 15, 73119 Zell u.A.

Druck und Auslieferung:

Zeitungsdruck Dierichs GmbH & Co KG, Wilhelmine-Reichard-Straße 1, 34123 Kassel

Adressverwaltung:

MFM Medienservice, August-Bebel-Straße 15, 67454 Haßloch

Adressänderungen und Kündigungen von Mitgliedern der Pfarrvereine dürfen nur über den betreffenden Pfarrverein veranlasst werden. Bitte Kundennummer angeben. Bitte sehen Sie von telefonischen Meldungen oder Mails ab.

Verlag und Abonnementsverwaltung:

Evangelischer Verlag Stuttgart, Augustenstraße 124, 70197 Stuttgart
E-Mail: vertrieb@evangelische.de

Abonnementsbedingungen:

Abonnement mit Versand innerhalb Deutschlands jährlich 60,- € inkl. Versandkosten und Mehrwertsteuer. Abonnement mit Versand innerhalb der EU jährlich 99,- € inkl. Versandkosten und zzgl. Mehrwertsteuer. Abonnement mit Versand außerhalb der EU inkl. Schweiz jährlich 120,- € inkl. Versandkosten und zzgl. Mehrwertsteuer. Einzelexemplar 6,- € zzgl. Versandauslagen.

Kündigungen von Abonnements werden mit dem Ende des nächstfolgenden Quartals, sofern die Mindestlaufzeit von 12 Monaten zurückgelegt ist, wirksam.

Anzeigenverwaltung und Anzeigenannahme:

Anzeigengemeinschaft Süd, Augustenstraße 124, 70197 Stuttgart
Telefon: 0711/60100-66

E-Mail: ags@anzeigengemeinschaft.de

Anzeigenschluss: 25. eines jeden Monats für die folgende Ausgabe.

Korrespondenz bezüglich Eingangsentscheidung und -abrechnung bitte nur an diese Adresse!

ISSN 2748-0690 125. Jahrgang

Erscheinungsweise: monatlich

Fotos Editorial und Standpunkt: Christian Schauderna

Das Deutsche Pfarrerinnen- und Pfarrernetzblatt im Internet: deutsches-pfarrerblatt.de



Evangelische Kirche
in Deutschland

Sie haben Lust auf eine neue Aufgabe und ein neues Lebensumfeld
im Ausland? Bewerben Sie sich auf die 2026 neu zu besetzende

Auslandspfarrstelle der EKD in Beirut / Libanon.

Wir freuen uns über Bewerbungen von Pfarrer*innen,
die sich in einem öffentlich-rechtlichen Dienstverhältnis
auf Lebenszeit zu einer Gliedkirche der EKD befinden!

Informationen zur Stelle und Bewerbung unter
www.ekd.de/stellenboerse/341005

Bewerbungsschluss: 01. November 2025



Über 380 Pfarrerinnen und Pfarrer haben in
eine Wohnung zur Vorsorge in den letzten 28 Jahren durch
unsere Vermittlung investiert, in

- Denkmalgeschützte Wohnungen mit 9% Abschreibung auf die Sanierung in nahezu Passivhaus-Qualität in Hochschul-Standorten.
- Betreutes Wohnen im Neubau. Pflege ist dazu wählbar bis Pflegegrad fünf!
- Neubau in KfW-QNG-Qualität. Vollverwaltung ist für Sie gesichert.



Fachbüro Wahlandt

Sachwertanlagen und Fördermittel

Telefon: 0172-7345220

Hartmut.Wahlandt@gmx.de

www.sachwerte-schaffen.de

Auch mit Residenzpflicht können Sie zu
Ihrem Pensionseintritt in ein Haus oder in
eine Wohnung einziehen!

Martin Janotta und Josef Herbasch (Hrsg.)

Jüdisches Leben in Württemberg

Gestern und heute

192 Seiten,

ca. 200 Fotos

ISBN 978-3-9488-8237-2



mit vielen einmaligen
Abbildungen



Bestellung unter buchhandlung-eva.de
oder telefonisch: 0711 60100 28

Bibelwissen vertiefen, im Glauben wachsen!



STUTTGARTER ERKLÄRUNGSBIBEL

Standardausgabe
Lutherbibel mit Einführungen
und Erklärungen
2208 Seiten, Leineneinband,
Leseband
ISBN 978-3-438-03333-8
€(D) **99,00** €(A) 101,80

»Kurzweiliger
Reiseführer
durch die Bibel«
*Pro-Christliches
Medienmagazin*



111 BIBELTEXTE DIE MAN KENNEN MUSS

Andreas Malessa
240 Seiten, kartoniert
ISBN 978-3-438-04836-3
€(D) **18,95** €(A) 19,50

»Derart
ausführliche Sach-
und Worterklärungen
gibt es in einer solchen
Qualität meines Wissens
in keiner vergleichbaren
Studienbibel.«

*Volker Gäckle
Theologische Orientierung*

365 x Bibel
genießen

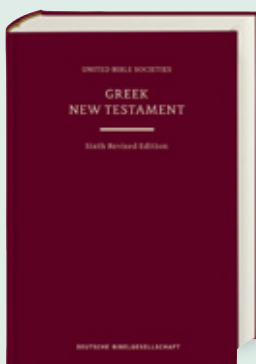
Zum Video



DIE JAHRESBIBEL

In 365 Tagen durch die Lutherbibel
1280 Seiten, Festeinband, Leseband
ISBN 978-3-438-03364-2
€(D) **26,00** €(A) 26,80

NEUHEITEN



GREEK NEW TESTAMENT

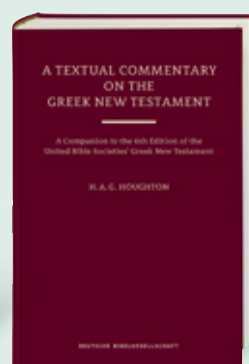
Sixth Revised Edition
Ca. 780 Seiten, Festeinband,
Leseband
ISBN 978-3-438-05310-7
€(D) **34,00** €(A) 35,00

Erscheint Ende 2025



GREEK NEW TESTAMENT

A Reader's Edition
656 Seiten, Festeinband,
Leseband
ISBN 978-3-438-05311-4
€(D) **36,00** €(A) 37,10



A TEXTUAL COMMENTARY ON THE GREEK NEW TESTAMENT

648 Seiten, Festeinband
ISBN 978-3-438-05331-2
€(D) **32,00** €(A) 32,90

**Bestellen
Sie gleich:**

www.die-bibel.de/shop
vertrieb@dbg.de
0711 / 7181-122



DEUTSCHE
BIBEL
GESELLSCHAFT